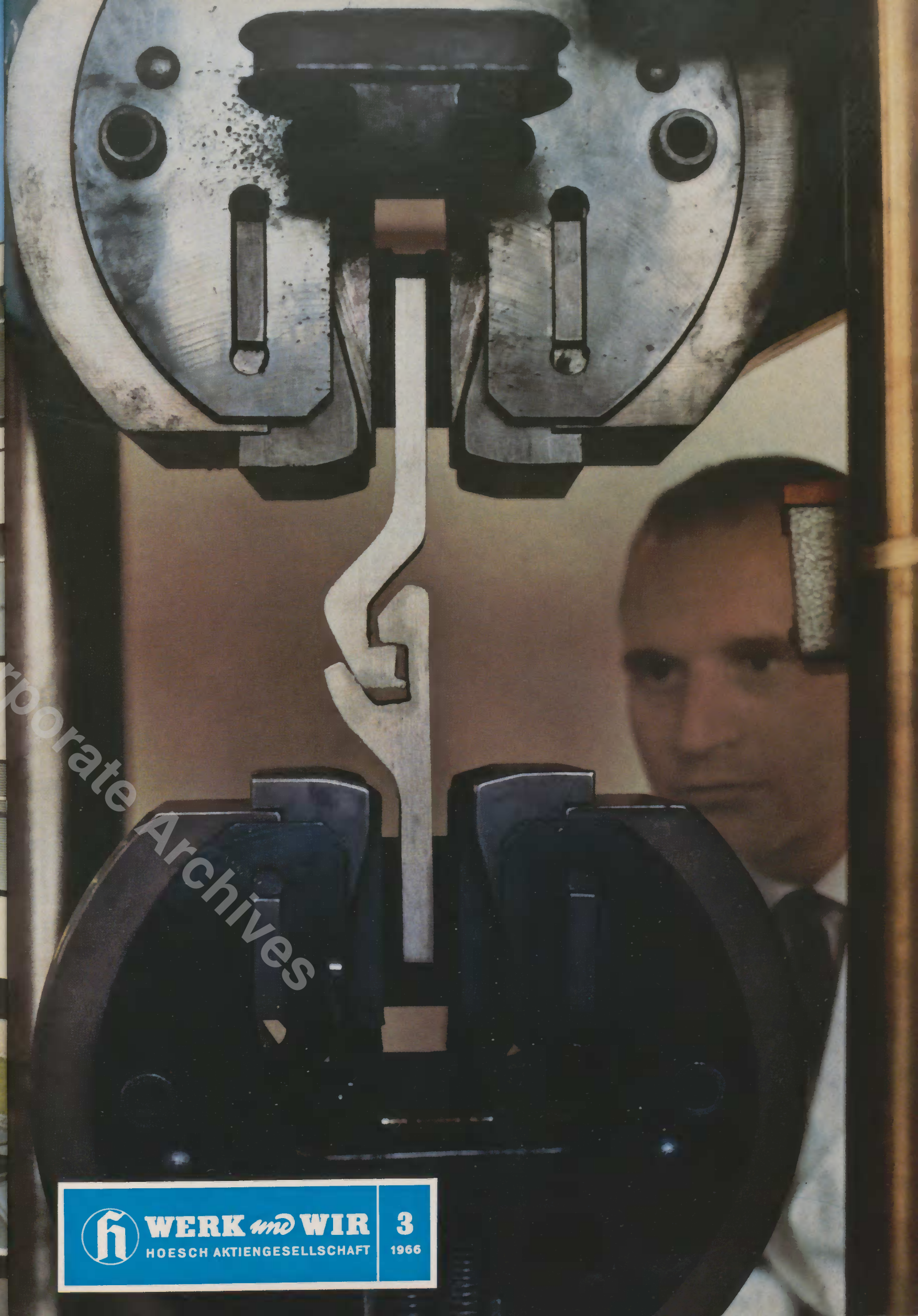




Unsere neue Beitragsfolge:

Sprechstunde für Gesunde

Gesundheit ist keine Ware, die frei Haus geliefert werden kann. Gesundheit ist der Preis und das Ziel einer umsichtigen und wachen Lebensführung. Es kommt darauf an, den Sinn für Zutragliches und Gefährliches wachzuhalten, einen Maßstab für Gesundheit zu entwickeln. Der Begriff Gesundheitsvorsorge wird gründlich fehlgedeutet, wenn man darin einen lediglich an Ärzte und Versicherungen gerichteten Auftrag sieht. Die Vorsorge für die eigene Gesundheit kann man nicht an andere Menschen und Instanzen abtreten.

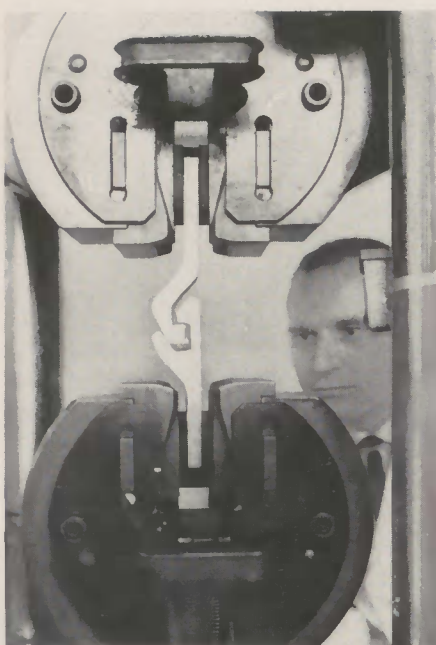
Im Jahre 1957 erweiterte das Sozialversicherungsanpassungsgesetz das Leistungsprogramm der Krankenkassen um das Aufgabengebiet der Gesundheitsvorsorge. Damit tat die Sozialmedizin einen wichtigen Schritt nach vorn. Aus der gegen die Krankheit gerichteten Abwehr ging man zum Angriff über. Möglichst große Abschnitte der Abwehrfront wurden aus dem Feld der Krankheit vorverlegt in den Bereich schwankender oder noch unversehrter Gesundheit.

Neun Jahre der Handhabe dieses Gesetzes lassen die Feststellung zu, daß vor allem Landesversicherungsanstalten und Knappschaften in ihren Vorsorgeheimen vom Schwarzwald bis zur Nordsee Pionierarbeit leisteten. Hier entwickelten sich aus anfänglichem Tasten in Neuland abgewogene Gesundheitsprogramme. Zugleich rückten in den industriellen Ballungsräumen die Ärzte noch mehr als bisher unmittelbar in die Arbeitswelt und damit in die Betriebe vor. Der Werksarzt als Betreuer des Menschen bei der Arbeit und für die Arbeit kennzeichnet dieses Vorrücken.

So sehen auch die Werksärzte im Hoesch-Kreis den breiten gesundheits-erzieherischen Auftrag neben ihren speziellen arbeitsmedizinischen Aufgaben, der Ersten Hilfe und der Zusammenarbeit mit den behandelnden Ärzten der Versicherungen. Im Gesundheitsunterricht, der dem Ausbildungsprogramm für Lehrlinge zugeordnet ist, erreichen sie die jüngste Gruppe der Mitarbeiter. Viele Führungskräfte erhalten eine gute Dosis Gesundheitslehre in den Tagungen der Akademie in Bad Harzburg. Unangesprochen, weil aus Zeitmangel kaum erreichbar, bleibt aber die Mehrzahl der Belegschaftsmitglieder, allen voran die gesunden, die der Werksarzt ja nie sieht. Hier bietet sich die Werkszeitung als Mittler an.

WERK UND WIR brachte in den vergangenen Jahren zahlreiche Beiträge zu gesundheitlichen Fragen. Alle zeigten eine deutliche Beziehung zu Arbeit und Betrieb. Erste Hilfe, Belastungsprobleme des Körpers, Gefährdung im Betrieb, aber auch Urlaub und Erholung, Sonnenbad und Sauna, Impfschutz und Suchtgefahr gehörten zu den Themen des Werksarztes. Um immer verstanden und gern gelesen zu werden, versuchten wir dabei, Fachwissen in der Alltagssprache zu vermitteln. Das starke Echo rechtfertigte den Mut zur klaren Sprache.

Ermuntert durch die Möglichkeit, die Belegschaftsmitglieder und deren Familien mit Anregungen zur Gesundheitsvorsorge zu erreichen, die „noch nichts mit dem Arzt zu tun hatten“, beginnt WERK UND WIR in diesem Heft eine neue Beitragsfolge. Dabei wollen wir wieder mit beiden Füßen auf der Erde bleiben. In Gesundheitsfragen gibt es keine Sensationen. Wir zeigen Wege, die jeder gehen kann, aber vielleicht noch nicht geht; wir bringen Dinge, die jeder wissen sollte, aber vielleicht doch nicht weiß, in unserer „Sprechstunde für Gesunde“.



Titelseite: Hoesch-Spundbohlen werden ständig auf Herz und Nieren geprüft. Auf unserem Bild beobachtet Heinz Baska einen Zerreißversuch von Spundwandelementen an einer 40-Tonnen-Universalprüfmaschine.



Rückseite: Bis zu 25,70 Meter lang sind die Hoesch-Spundbohlen, die im Hafen Bremen gerammt wurden. Damit sie die Last des Erdreichs aushalten, wurden sie mit einer parallel verlaufenden zweiten Spundwand verankert.

Inhalt

- 71 Hoesch-Spundwand im Hafen Bremen
- 75 Hellmut Hansen zum 70. Geburtstag
- 76 Neue Tarife für die Metallindustrie
- 76 Hoesch-Normbauteile helfen bauen
- 80 Wirtschaftlicher Fortschritt und wachsender Wohlstand
fordern Wandlungsfähigkeit
- 82 Arbeitsordnung –
Grundlage reibungsloser Zusammenarbeit (3)
- 83 Vor zehn Jahren berichtete WERK UND WIR
- 84 Menschen wie du und ich: Der Programmierer
- 86 Passiert – notiert – fotografiert
- 87 Wirtschaft – ein Entscheidungsbereich:
Verteilung der Einkommen
als wirtschaftspolitische Aufgabe □
- 91 Steuern sparen – Vermögen bilden
- 92 Premiere in Dortmund
- 96 Sprechstunde für Gesunde
- 98 50 Jahre bei uns
- 101 Jubilare
- 102 Fotowettbewerb

Unsere Werke und Gesellschaften

 Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen	 Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund
 Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund	 Hoesch Werk Federstahl Kassel
 Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg	 Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund
 Hoesch AG Rohr- und Bauteilwerk Hamm	Hoesch Eisenhandel mbH Niederlassung Bremen
 Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.	 Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen
 Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund	 Schiffswerft Gustavsburg GmbH
 Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft Wuppertal-Langerfeld, Trier	 Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund
 Döhner AG Letmathe	 Hoesch Export GmbH Dortmund
 Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg	Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid
 Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar	 Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial Buenos Aires
 Schwinn Sàrl Hénin-Liétard	 Hoesch Limited London
 Dittmann & Neuhaus AG Herbede-Ruhr	 Hoesch Italiana S.p.A. Mailand
 Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH Oberdollendorf a. Rhein	 American Hoesch Inc. New York
 Dortmunder Drahtseilwerke GmbH Dortmund	 Hoesch France Sàrl Paris
 Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH Olpe i.W.	Industriewerte AG Dortmund
 Dortmunder Plastik GmbH Dortmund	Gesamtbelegschaft 50000

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötting. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: dumont presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 25 bis 36: Josef Ganster. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötting. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon: 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: dumont presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALEN-

HÜTTE, Seiten 65 bis 96: Walter Hölkeskamp. Redaktionsleitung: Johannes Holschen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit □ gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titelseite: Hans Joachim Multhaupt, Dortmund. Rückseite: Fotostelle Westfalenhütte. Farbinsensoren: Manfred Kampmann und Hans Joachim Multhaupt, beide Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG; Fotostelle Westfalenhütte; Udo Ernst Block, Hagen; Brockmöller, Bremen; Fritz Gwiasda, Wanne-Eickel; Walter Kirchberger, Dortmund; Herbert Kümmel, Holmünden; Werner Lengemann, Kassel, und Werk- und Privataufnahmen. Zeichnungen: Hans Geisen, Dortmund, und Ulrik Schramm, Feldafing.

Hoesch-Spundwand im Hafen Bremen



Nachdem wir im vergangenen Jahr dem Hamburger Hafen einen Besuch abstatteten (siehe Heft 8/1965), sehen wir uns diesmal im Hafen Bremen um, dem zweitgrößten deutschen Seehafen, in dem mehr als drei Kilometer Kaje aus Hoesch-Spundwand besteht.

Jährlich werden im Hafen der Freien Hansestadt Bremen rund sieben Millionen Tonnen Stückgut und sechs Millionen Tonnen Massengut umgeschlagen. Das Stückgut wird in den Freihäfen gelöscht und verladen, deren Kaje – wie die Bremer ihre Ufermauern nennen – zusammen rund 6500 Meter lang sind. Bezieht man die Menge der umgeschlagenen Güter auf die Kajenlänge, so entfallen im Mittel 1100 Tonnen Stückgut jährlich auf den laufenden Meter Kaje, und das ist das Äußerste, was technisch überhaupt zu schaffen ist. Um jedoch das wirtschaftlich günstigste Verhältnis zu erreichen – es beträgt 700 bis 800 Tonnen je Meter und Jahr –, begann 1960 der Bau der neuen Hafenbecken am linken Weserufer. Inzwischen sind die Bauarbeiten an den Schuppen, den Straßen, den Gleis- und Krananlagen so weit fortgeschritten, daß die ersten Schiffe im Herbst dieses Jahres von Land aus be- und entladen werden können.

Aus aller Herren Ländern...

Der Europahafen und der Überseehafen – die beiden Freihäfen Bremens – sind beispielhaft für das sogenannte „Bremer System“ des Hafenaufbaus: Elektrische Wippkrane be- und entladen die an den breiten Kaje festmachenden Seeschiffe. Diese Krane stehen so dicht am Wasser, daß sie die Kaje tunnelartig überwölben. Sie reichen mit ihren 21 Meter langen Auslegern auf der einen Seite bis in die Schiffs-luken und auf der anderen Seite über die unmittelbare unter ihnen gelegenen Eisenbahngleise bis zu den Laderampen der dahinter errichteten Kajeschuppen.

Insgesamt verfügen die Freihäfen über 208000 Quadratmeter Schuppenfläche. In den Schuppen werden sowohl die Ausfuhr Güter, das sind durchweg hochwertige Fertigwaren, als auch die Einfuhr Güter, wie vor allem Baumwolle aus den USA, aus Ägypten, Indien und über dreißig anderen überseeischen Ländern, Schafwolle aus Südafrika, Süd- und Mittelamerika, Australien und Neuseeland, Tabak aus den USA, Brasilien und Indonesien, Kaffee aus Mittel- und Südamerika, West- und Ostindien oder Ostafrika, kurze Zeit gelagert. Für die langfristige Lagerung stehen in den beiden Freihäfen drei Speicher mit 155000 Quadratmeter Fläche zur Verfügung. Allein in den beiden Bremer Freihäfen werden jährlich rund 7000 Schiffe abgefertigt.

◀ Bis zu 25,70 Meter lang sind die Hoesch-Spundbohlen, die im Hafen Bremen gerammt wurden. Damit sie die Last des Erdreichs aushalten, wurden sie mit einer parallel verlaufenden zweiten Spundwand verankert.

In 24 Stunden 30000 Tonnen Getreide

Neben dem Europa- und dem Überseehafen verfügt Bremen über fünfzehn weitere Hafenbeken. Der Holz- und Fabrikenhafen – er wird von vielen hafengebundenen Industrieunternehmen gesäumt – besitzt beispielsweise die größte Getreideumschlagsanlage auf dem europäischen Kontinent: ihre Saugheber können in 24 Stunden 30000 Tonnen Getreide aus Seeschiffen in Binnenschiffe, in Eisenbahnwaggons oder in die insgesamt 130000 Tonnen fassenden Speicher befördern. Im Industrie- und Handelshafen werden dagegen vorwiegend Massengüter, wie Kohle, Erz, Phosphate, Kali, Mineralöl und Baustoffe, verladen oder gelagert. Auch Holz, lebendes Vieh und Wolle kommen über diesen Hafen an Land. Im Hafen A wiederum ist eine leistungsfähige Autoumschlagsanlage eingerichtet, über die jährlich 200000 deutsche Personenkraftwagen in alle Welt exportiert werden.

► Blick auf die Autoumschlagsanlage im Hafen A, deren Uferwand ebenfalls aus Hoesch-Spundbohlen besteht

1 In den vergangenen fünfzehn Jahren sind im Hafen Bremen über 17000 Tonnen Hoesch-Spundwand gerammt worden

2 Dieses Bild aus dem Europahafen zeigt im Vergleich mit der Größe des Seeschiffes, wie hoch die Spundbohlen sind



Zu Lande und zu Wasser mit gutem Anschluß

Mehr als 55 v.H. der seewärts und landeinwärts gehenden Güter werden mit der Bahn von und nach Bremen befördert. So ist es kein Wunder, daß im „Eisenbahnhafen“ Bremen 257 Kilometer Gleis, davon allein neunzehn auf den Kaje verlegt sind. Über die Strecken Bremen–Hamburg, Bremen–Hannover und Bremen–Münster besitzt der Hafen guten Anschluß nach allen Richtungen.

Auf dem Wasserweg ist Bremen nicht minder leicht zu erreichen. Seit fünf Jahren können 1000-Tonnen-Schiffe über die Mittelweser zwischen Bremen und dem Mittellandkanal verkehren, und in naher Zukunft werden Mittelweser und Mittellandkanal sogar für 1350-Tonnen-Binnenschiffe ausgebaut sein. Anschluß an das Ruhrgebiet hat Bremen auch über die untere Hunte, den Küstenkanal und den Dortmund-Ems-Kanal, einen Wasserweg, den nach dem weiteren Ausbau des Küstenkanals ebenfalls Schiffe mit einer Tragfähigkeit bis 1350 Tonnen einschlagen können. Allein 1964 haben 16335 Binnenschiffe sieben Millionen Tonnen Güter im Hafen Bremen-Stadt gelöscht und geladen.

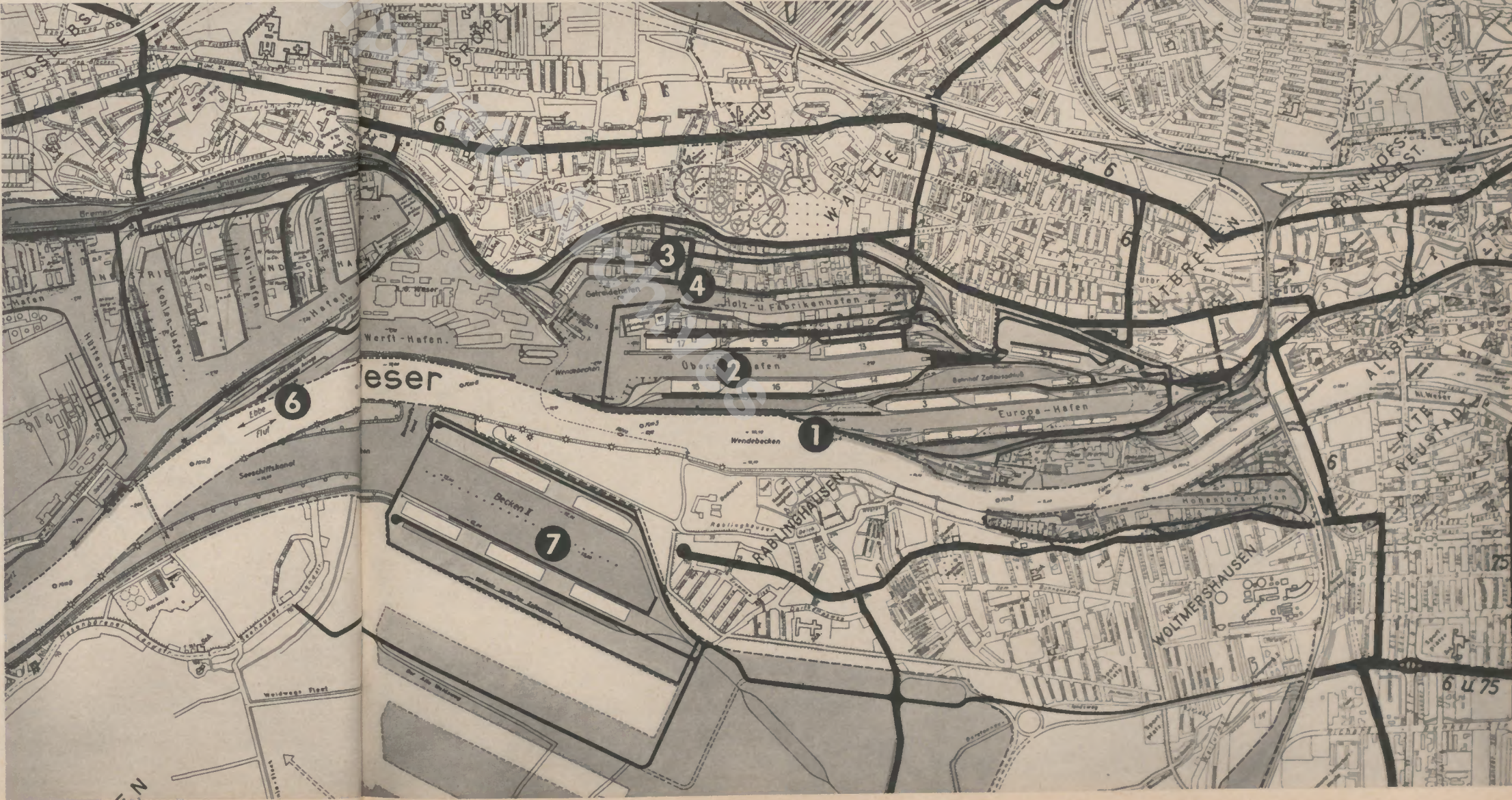
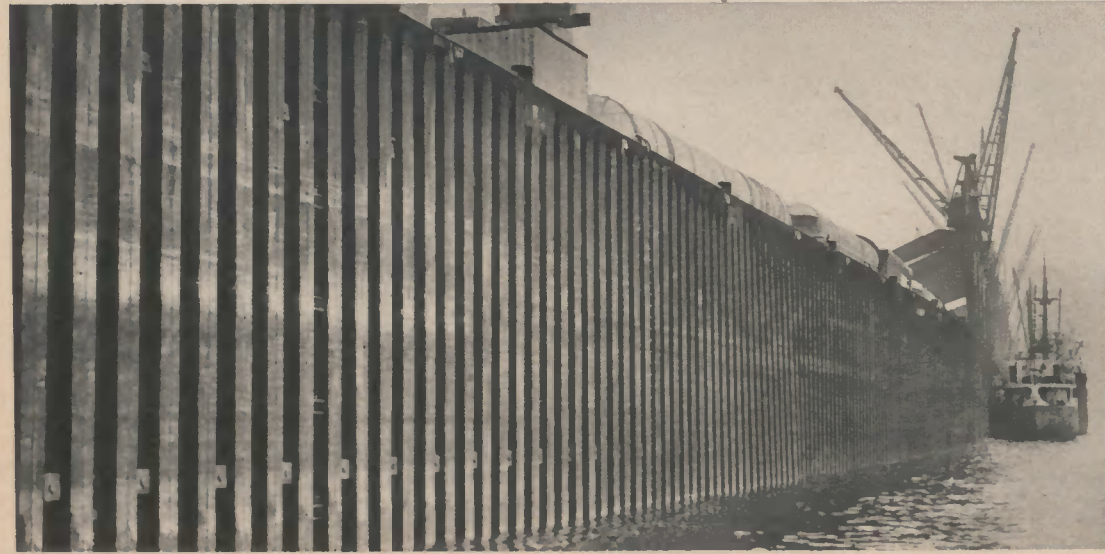
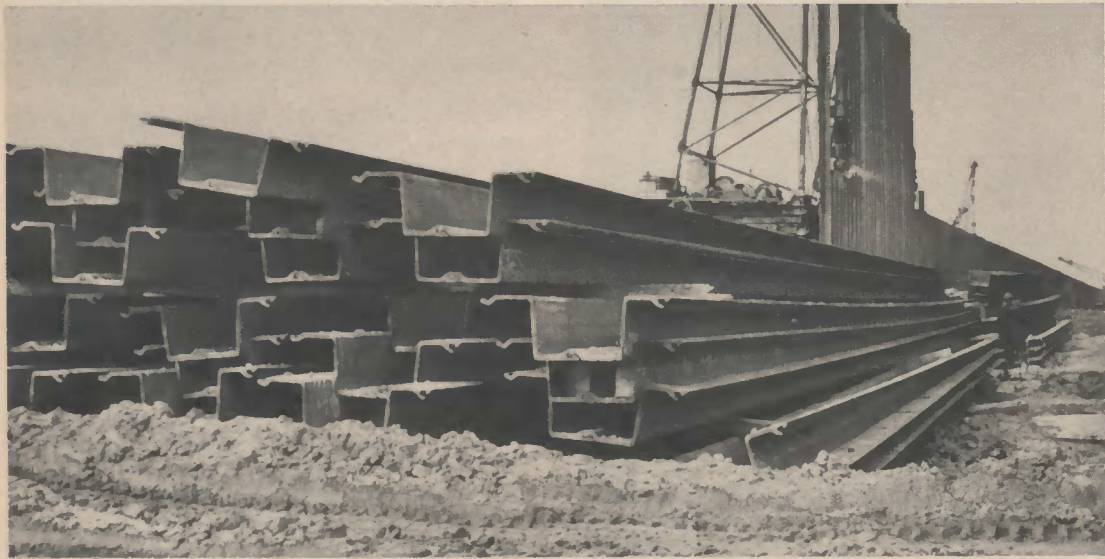
12000 Seeschiffe jährlich

Den über 16000 Binnenschiffen stehen rund 12000 Seeschiffe gegenüber, die Bremen Jahr für Jahr anlaufen. Für die 120 Kilometer lange Strecke von Bremen-Stadt bis zur offenen See brauchen sie etwa sieben Stunden. Seeschiffen bis zu einem Tiefgang von neun bis zehn Metern, das bedeutet: bis zu einer Tragfähigkeit von 25000 Tonnen, ist die Einfahrt von See – wie die Ausfahrt zur See – möglich, wenn sie die Flutwelle ausnutzen.

Hoesch-Spundwand im Hafen Bremen

Die Ziffern 1 bis 7 geben den Standort auf der Karte an

Name des Bauwerks	Baujahr	Länge der mit Hoesch-Spundbohlen ausgebauten Uferwand
1 Nordkaje Europahafen VI. Bauabschnitt	1961/63	565 m
2 Nordkaje Überseehafen Kajeverstärkung Schuppen 15 C	1954	200 m
3 Kaje Fruchtnicht Nordseite Holz- u. Fabrikenhafen	1950 1964	95 m 61 m
4 Südkaje Holz- u. Fabrikenhafen I. Bauabschnitt	1966	169 m
5 Autoumschlagsanlage Kap-Horn-Nord	1960	210 m
6 Autoumschlagsanlage Kap-Horn-Süd	1964/65	255 m
7 Westkaje Becken II Neustädter Hafen	1963/65	1315 m
Südkaje und Nordkaje Vegesacker Hafen	1957/58 1959	153 m 122 m
Zusammen		3145 m



Die Gezeiten des Weserstromes, die den Wasserstand in Bremen von normal 3,30 Meter bis zu 8,55 Meter schwanken lassen, sind auch für den Ausbau des Hafens überaus wichtig. Beim Bau der Kajen müssen nämlich die Hafensohlen so tief ausgebaggert werden, daß die Schiffe auch bei niedrigstem Wasserstand nicht den Grund berühren, während die Kajenoberkanten so hoch anzulegen sind, daß sie selbst bei einer Sturmflut nicht überspült werden. Um die im Weltverkehr gebräuchlichen Stückgutfrachter zu vertäuen, sind rund 18 Meter hohe Ufer-

Über drei Kilometer Kajen aus Hoesch-Spundwand

In den vergangenen fünfzehn Jahren sind im Hafen Bremen weit über drei Kilometer Kajen mit Hoesch-Spundwänden errichtet worden. Unsere Tabelle und die Hafenkarte veranschaulichen, wo überall die mehr als 17000 Tonnen

Hoesch-Spundwand gerammt wurden, welches Profil an den einzelnen Bauwerken eingesetzt wurde und wie lang die Bohlen jeweils waren. Für den Transport der Bohlen sorgten vier Binnenschiffe, die zwischen dem Hafen Hardenberg und Bremen hin- und herpendelten. Sie besitzen übergroße Ladeluken, durch die auch die längsten Spundbohlen ohne schwierige Manöver verladen und an den Baustellen in Bremen wieder gelöscht werden konnten. Das Rammen selbst geschah zumeist „fachweise“, das heißt, die einzelne Bohle wurde

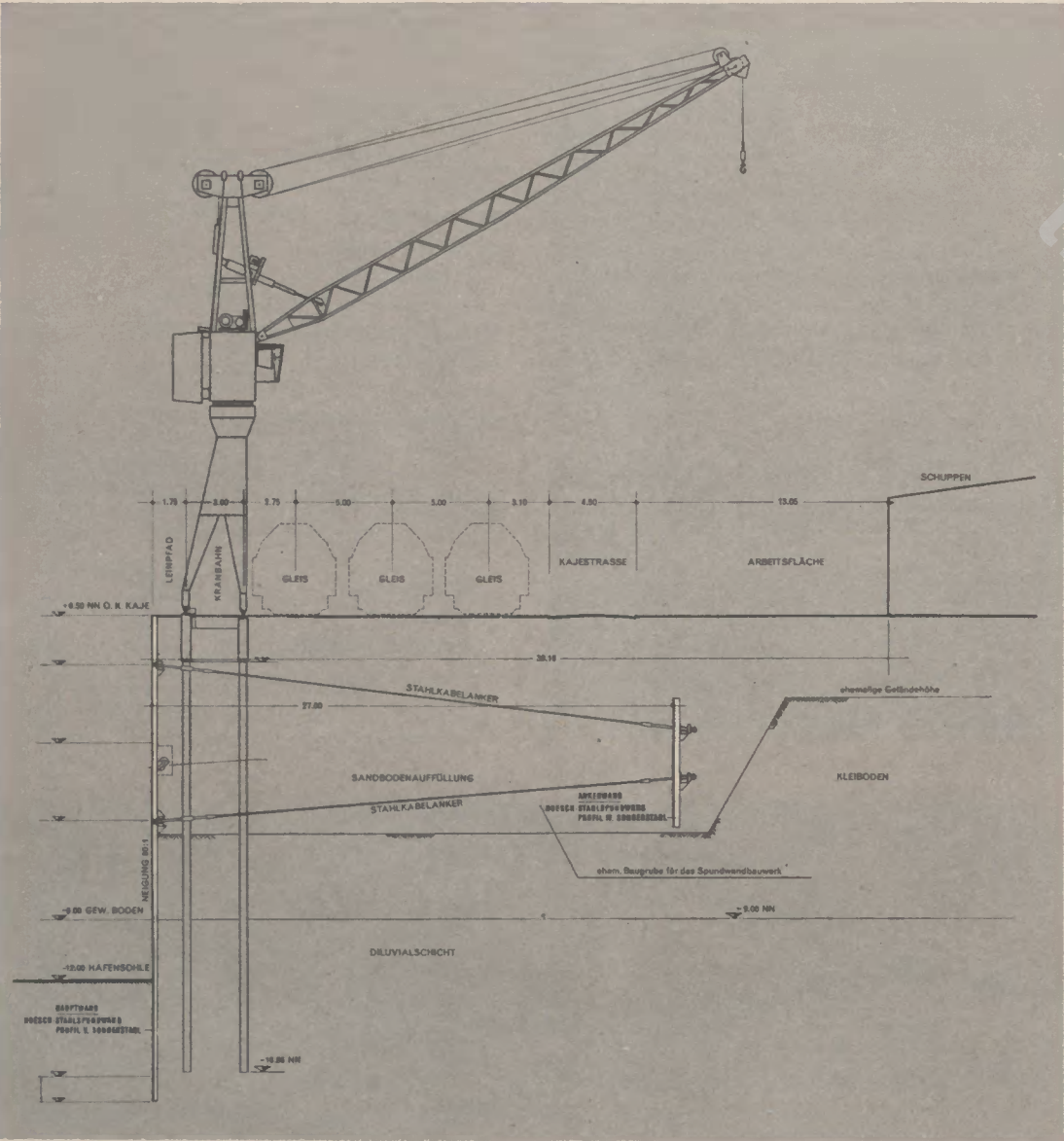
nicht auf ganze Tiefe eingebracht, sondern der besseren Führung wegen zunächst auf halbe Tiefe gerammt. Waren zwanzig bis dreißig Doppelbohlen zur Hälfte in den Boden eingetrieben, schlug eine zweite Ramme, die hinter der ersten herlief, die Bohlen ganz ein. Je nach den Bodenverhältnissen und der Länge der Bohlen waren 3000 bis 10000 Schläge je Doppelbohle notwendig. Die Uferwand allein reicht zum Bau einer Kaje aber nicht aus: die Uferwände sind zu hoch, um freistehend die dahinterliegende Erdlast auszuhalten. Deshalb wird

in einem Abstand von zwanzig Metern und mehr eine parallel zur Uferwand verlaufende zweite Spundwand gerammt, die durch zwei Ankerlagen mit der Hauptwand verbunden wird (siehe Foto und Zeichnung). Die Lebensdauer der Uferneinfassungen durch Stahlspundwand ist überraschend groß: Sie beträgt nach wissenschaftlichen Untersuchungen bei hohem Salzgehalt der See etwa fünfzig Jahre und bei der Beschaffenheit des Weserwassers im Hafen Bremen sogar hundert Jahre und mehr!

Hellmut Hansen zum 70. Geburtstag



Am 23. Februar dieses Jahres vollendete Bergassessor a. D. Hellmut Hansen das siebzigste Lebensjahr. Hellmut Hansen, der sechzehn Jahre Hoesch und davon zehn Jahre dem Vorstand unseres Unternehmens angehörte, hat nach Kriegsende den Aufbau und die Erneuerung unserer Schachtanlagen mit Tatkraft in Angriff genommen, nach der Neuordnung mit dem Bau von Kraftwerken einen erfolgreichen Schritt in die Kohleveredelung getan und zugleich die Mechanisierung und Rationalisierung der Untertagebetriebe unermüdlich vorangetrieben. Hellmut Hansen wurde am 23. Februar 1896 in Eisenach geboren. Nach der Schulzeit und nach der Teilnahme am ersten Weltkrieg studierte er an der Universität Göttingen und an der Bergakademie Clausthal. Mit dem Examen des Bergassessors schloß er die bergmännische Ausbildung ab. 1925 begann seine berufliche Laufbahn auf der Zeche Friedrich-Heinrich AG in Lintfort. Zehn Jahre später wurde er Bergwerksdirektor des Steinkohlenbergwerks Heinitz im Saargebiet, und 1946 übernahm er die technische Leitung des nach der Entflechtung verbliebenen Hoesch-Bergbaus. Bei der Neuordnung im Jahre 1952 wurde er in den Vorstand unseres Unternehmens berufen, in dem er zunächst die in der Hoesch Bergwerks AG zusammengefaßten Schachtanlagen Kaiserstuhl und Fürst Leopold-Baldur betreute, bis er nach der Rückkehr der Altenessener Bergwerks-AG – mit den Zechen Fritz-Heinrich, Emil-Emscher und Radbod – im Jahre 1956 die Verantwortung für den gesamten Hoesch-Bergbau in seiner Hand vereinigte. Sechzehn Jahre lang – bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand am 31. Dezember 1962 – hat Hellmut Hansen durch seine Besonnenheit, seine Sachlichkeit und sein sicheres Urteil dazu beigetragen, daß in einer Zeit, die für den Steinkohlenbergbau von Jahr zu Jahr schwieriger wurde, die für unsere Schachtanlagen richtigen Entscheidungen zum richtigen Zeitpunkt getroffen wurden. So gilt Hellmut Hansen zum 70. Geburtstag unser Gruß und unser Dank, verbunden mit dem aufrichtigen Wunsch, daß ihm noch viele Jahre der wohlverdienten Ruhe vergönnt sein mögen.

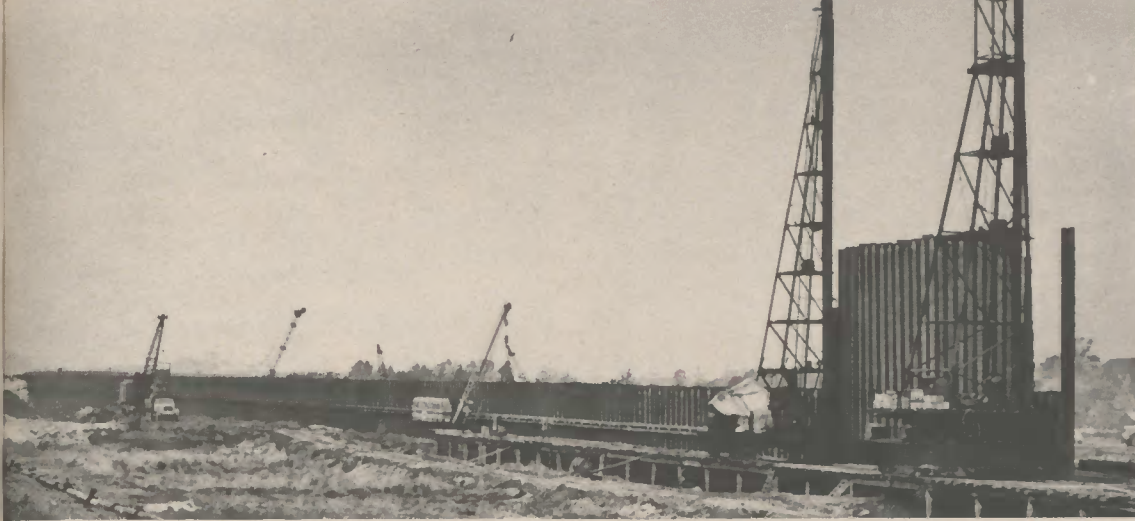


◀ Dieser Querschnitt der Uferneinfassung des Neustädter Hafens in Bremen macht deutlich, wie der Kajekran, die Gleise, die Kajestraße und die Lagerschuppen angeordnet sind. Zugleich veranschaulicht er, wie die Uferspundwand durch Seilanker mit einer landseitigen Ankerspundwand verbunden ist

Das Foto darunter zeigt die beiden Spundwände und den Einbau der unteren Seilanker

► Zumeist wird die Spundwand – wie hier beim Ausbau der neuen Hafenbecken – fachweise gerammt: die erste Ramme schlägt die Bohlen bis auf halbe Tiefe ein, die zweite bringt sie ganz ein

▼ 12000 Seeschiffe legen jährlich an den Kajen im Hafen Bremen an – hier ein Blick auf die Nordseite des Holz- und Fabrikenhafens



Vom 1. Januar 1966 an:

Neue Tarife für die Metall-industrie

eine bedeutsame Rolle. Wir erinnern uns, daß schon 1960 die Tarifpartner im Bad Homburger Abkommen übereingekommen waren, die Arbeitszeit am 1. Juli 1965 auf 40 Stunden herabzusetzen. Im Juni 1964 wurde jedoch vereinbart, die Arbeitszeitverkürzung erst am 1. Juli 1966 eintreten zu lassen. Nach einer nochmaligen Verschiebung wird sie nunmehr endgültig am 1. Januar 1967 in Kraft treten.

Die Tarifverhandlungen wurden teils regional, teils zentral geführt. Ein erstes Spitzengespräch zwischen der IG Metall und dem Gesamtverband der metallindustriellen Arbeitgeberverbände verlief am 8. Dezember 1965 ergebnislos. Auch ein zweites Spitzengespräch am 13. und 14. Januar 1966 in Wiesbaden, das nach Verhandlungen in den regionalen Tarifbereichen zustande kam, brachte keine Einigung. Ebenso scheiterten die regionalen Verhandlungen. Entsprechend dem freiwilligen Schlichtungsabkommen wurden darauf Schlichtungsstellen gebildet. Den ersten Einigungsvorschlag legte die Schlichtungsstelle in Hessen vor: Erhöhung der Löhne und Gehälter um 5 v.H. ab 1. Januar 1966 mit einer Laufzeit von zwölf Monaten sowie Eintritt der Arbeitszeitverkürzung am 1. Juli 1966. Ähnliche Einigungsvorschläge unterbreiteten die Schlichtungsstellen Nordwürttemberg-Nordbaden (Lohnerhöhung 5,4 v.H.) und Nordrhein-Westfalen (Lohnerhöhung 5 v.H.). Die Arbeitgeberverbände lehnten jedoch die Einigungsvorschläge der Schlichtungsstellen ab, da sie deren Vorschläge mit der wirtschaftlichen Situation für unvereinbar hielten. Damit endete die Friedenspflicht der Tarifpartner. Die Gewerkschaften bereiteten die Urabstimmung vor, und die Arbeitgeberverbände stellten sich ebenfalls auf Arbeitskämpfe ein.

Immer mehr Anteil nahm die Öffentlichkeit an den Diskussionen über die Tarifpolitik der Metallindustrie, die mehr als zwei Millionen Arbeitnehmer angeht und deren Ergebnisse erfahrungsgemäß auch für andere Industriezweige bedeutungsvoll sind. In diesen Diskussionen spielte das Jahresgutachten des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (über das wir in diesem Heft auf den Seiten 80 und 81 berichten) eine wichtige Rolle. Die Gutachter hatten – wie aus vielen Berichten in Presse, Rundfunk und Fernsehen bekannt – eine umfassende Stabilisierungsaktion in Form eines Stufenplanes vorgeschlagen, der den allmählichen Abbau der im vergangenen Jahr besonders fühlbaren Preissteigerungen (Jahresdurchschnitt + 3,5 v.H.) zum Ziel hatte. Der Sachverständigenrat sah bei dieser umfassenden Aktion die Aufgabe der Tarifpartner darin, eine Erhöhung der Tariflöhne 1966 um mehr als durchschnittlich 6,5 v.H. zu vermeiden. Dieser Satz von 6,5 v.H. setzt sich zusammen aus dem erwarteten gesamtwirtschaftlichen Produktionszuwachs von 4,5 v.H. zuzüglich 2 v.H. Kaufkraftschwund. Das Ergebnis des nunmehr abgeschlossenen Tarifvertrages hält sich also im Rahmen der von den Gutachtern gezogenen Leitlinie, die von den Tarifpartnern selbstverständlich nur als Orientierungshilfe, keineswegs als verbindliches Maß für ihre Entscheidungen anzusehen ist und angesehen wurde.

Gesamtwirtschaftliche Erwägungen und die mit der Tarifautonomie untrennbar verbundene Verantwortung für die gesamte Volkswirtschaft dürften den Ausschlag gegeben haben, daß sich die IG Metall und die metallindustriellen Arbeitgeberverbände am 18. Februar in Erbach einigten und die regionalen Organisationen diesem Ergebnis inzwischen zustimmten. Diese Einigung beweist, wie ernsthaft beide Seiten bemüht waren, Streik und Aussperrung zu verhüten. Die Tarifautonomie hat sich damit auch in einer zugespitzten Situation erneut bewährt.

Ein Rundgang zu unseren Verwaltungsgebäuden



▲ Ein Blick auf die verschiedenen Verwaltungsgebäude im Hoesch-Bereich veranschaulicht den Fortschritt der Bautechnik. Unser Rundgang beginnt bei dem ältesten Gebäude, dem Hoesch-Verwaltungsgebäude aus dem Jahre 1914, das in geduldiger, an der Baustelle ausgeübter handwerklicher Arbeit entstand

Bei einem Rundgang zu den Verwaltungsgebäuden der Hoesch AG und ihrer Werke können wir ein Stück des Weges verfolgen, auf dem die Bautechnik in jüngster Vergangenheit so schnell vorangekommen ist. Daß an diesem Fortschritt auch die im Hoesch-Bereich entwickelten neuen Baustoffe und Bauweisen beteiligt sind, erläutert Dr. Witte, der Leiter der Technischen Entwicklungsabteilung, in dem folgenden Bericht.

Das alte Hoesch-Verwaltungsgebäude aus dem Jahre 1914 ist vielen unserer Leser wohlvertraut. Aus mächtigen Quadern und Ziegelsteinen gefügt, stammt es aus einer Zeit, in der viele Bauhandwerker an einem Gebäude arbeiteten: es zeugt von solider Handwerksarbeit auf der Baustelle.



Damals dachte man noch nicht an Fertigbauweise, und doch gab es schon Vorfertigung: Fenster und Türen wurden in der Bauschreinerei zusammengebaut und auf dem Bau als fertige Teile eingebaut.

Ein ganz anderes Gesicht hat das Bürogebäude von Hoesch Export in der Elisabethstraße am Dortmunder Südwahl. Sein Gerippe besteht aus Stahlbeton. Dieser Beton wurde auf der Baustelle in Schalungen gegossen. Das ist keineswegs – wie man vermuten könnte – Baustellenarbeit ohne Vorfertigung, denn im Betonbau werden vorgefertigte und typisierte Schalungselemente aus Stahl verwendet; übrigens Produkte unserer Gesellschaften Schmiedag und Schwinn.

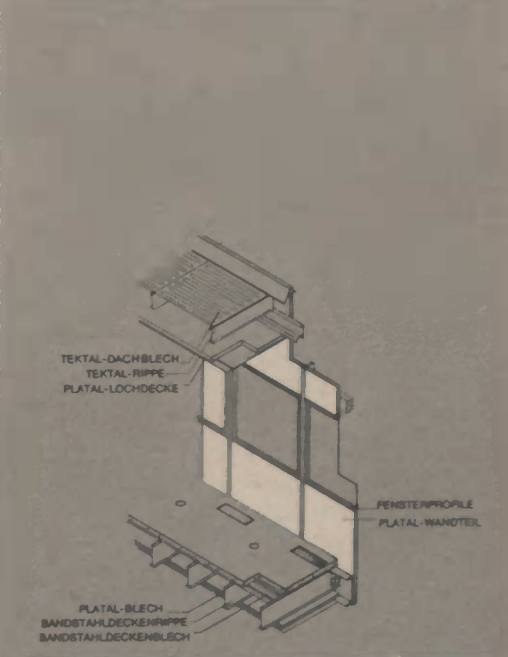
Der Gang zu Hoesch Export lohnt sich aber noch aus anderen Gründen: hier sind die Außenwände nicht mehr gemauert. Sie bestehen aus Platal, dem kunststoffbeschichteten Stahlblech der Trierer Walzwerk AG. Kunststoffschaum sorgt für Wärme- und Schalldämmung. Die Brüstungsbauweise sind mit den Stahlfenstern zu einem Bauteil von 3,40 Metern Breite und 2,90 Metern Höhe zu einer Einheit verbunden und als fertiges Bauteil montiert worden. Hier brauchte der Maurer nicht mehr mühsam Stein auf Stein zu setzen, kein Schreiner war

▲ Einen entscheidenden Schritt weiter führt das Verwaltungsgebäude von Hoesch-Export: hier sind die Außenwände nicht mehr gemauert, sondern aus Platal-elementen zusammengesetzt, die – mit Stahlfenstern verbunden – als fertige Bauteile montiert wurden

nötig, um die Fenster einzubauen, und auch auf den Verputzer, der den Innenputz auftrug, konnte man verzichten. Das alte Gebäude der Hoesch-Hauptverwaltung hat solide, dicke Wände. Das Gebäude von Hoesch Export hat ebenso solide aber viel dünnere Wände, denn der Werkstoff Stahl, geschützt durch Kunststoff, ist ein fester und dauerhafter Werkstoff. Die Wärmedämmung entspricht einer vierzig Zentimeter dicken Wand, ist aber nur fünf Zentimeter dick, bietet also innen eine größere Nutzfläche und hilft dadurch, wirtschaftlicher zu bauen.

Stahl – ein ausgezeichnetes Baumaterial

Bei einem Sprung zu dem neuen Verwaltungsgebäude der Dörken AG in Gevelsberg sehen wir, daß die eben geschilderte Fassadenbauweise mit einem Stahlskelettbau kombiniert ist, dessen Profile im Betrieb vorgefertigt wurden. Die aus Platal gefertigten Außen- und



▲ Diese Zeichnung veranschaulicht die Konstruktion der bei Hoesch entwickelten Bauelemente: das Tektal-dach, die Bandstahl-Decke und Platal-Wandelemente



625 Millimetern, die Länge der Rippen nimmt in 25-Millimeter-Stufen zu. Die Wände sind nach dem gleichen Prinzip gebaut wie die Wände des Hoesch-Stahlfertighauses. Die Innenwände bestehen sogar aus den gleichen Einzelteilen wie die der Polizeistationen, die wir im Novemberheft beschrieben. Diese sogenannten Panels haben ein Rastermaß von 1,25 Metern, das heißt die senkrechten Fugen liegen 1,25 Meter auseinander.

Die Giebelwände sind mit Platal-Lamellen verkleidet, die 25 Zentimeter breit sind. Aus den gleichen Platal-Profilen bestehen die Fassaden der Werkshallen des Kaltprofilwerkes in Hagen-Kabel und des Bandstahlwerkes in Hamm. Das Dach des Gevelsberger Verwaltungsgebäudes besteht aus Tektal, kunststoffbeschichteten Sickenblechen mit kaltprofilierten Tragrippen im Rasterabstand von einem Meter. Wir sehen also, daß allen Maßen die Grundeinheit von 12,5 Zentimeter zugrunde liegt. Die Maße der Bauteile sind immer ein Vielfaches dieses Grundmaßes.

Überall die gleichen Normbauteile

Wenn wir nun weiterfahren nach Hamm, zum Bandstahlwerk, brauchen wir zu dem jüngsten Verwaltungsgebäude im Hoesch-Bereich keine Erläuterungen mehr zu geben. Es ist selbstverständlich, daß dieses Gebäude nach dem gleichen Grundsatz aus Normbauteilen gebaut ist. Auch hier sehen wir das Tektal-Dach, Wände aus dem Stahlfertighaus-Programm, ein Stahlskelett und eine Decke aus Bandstahl. Und doch ist die architektonische Gestaltung ganz anders. Und das ist kein Wunder, denn mit keinem anderen Baustoff kann der Architekt so leicht und grazil bei unbegrenzter gestalterischer Freiheit bauen wie mit typisierten Bauelementen aus Stahl.



▲ Am Ende der Entwicklung stehen die beiden Verwaltungsgebäude der Dörken AG in Gevelsberg (gegenüberliegende Seite, oben) und des Rohr- und Bauteilwerkes in Hamm (oben). Sie sind nicht mehr mit vorgefertigten, sondern mit typisierten Bauteilen erbaut worden: beide besitzen ein Stahlskelett, Decken aus Bandstahl, das Tektal-Dach und Wände aus dem Stahlfertighaus-Programm. Doch trotz dieser Übereinstimmung ähneln sie sich nicht: typisierte Stahl-Bauelemente engen die gestalterische Freiheit keineswegs ein, sondern erweitern sie!

Innenwände werden von einem Stahlskelett und einer Stahldecke getragen. Hier offenbart der Stahl seine hervorragendste Eigenschaft: die große Festigkeit bei kleinen Ausmaßen. Unaufdringliche Stützen mit kleinem Querschnitt und großer Tragfähigkeit sind ebenso selbstverständlich wie große Deckenspannweiten ohne Pfeiler oder tragende Zwischenwände. Die Lage der Wände und die Größe der Räume sind nicht durch die Tragfähigkeit und das Gewicht der Konstruktion eingeeengt, sondern können sich nach den Aufgaben richten, die dem Gebäude gestellt werden.

Das Verwaltungsgebäude der Dörken AG ist aber nicht nur mit vorgefertigten, sondern auch mit typisierten Bauteilen erbaut worden. Typisiert heißt, daß die Bauteile nicht beliebige Maße besitzen, sondern einem strengen Raster-system unterworfen sind. Die Bandstahldecke, die auf den automatisierten Fertigungsstraßen in Hamm produziert wird, hat beispielsweise eine einheitliche Breite der Sickenbleche von

◀ Tragende Zwischenwände gibt es nicht mehr, die Größe der Räume richtet sich ganz nach den gestellten Aufgaben: Einzelräume wie bei der Dörken AG (links) sind also ebenso leicht zu erstellen wie Großraumbüros beim Rohr- und Bauteilwerk (rechts)





Wie richtig und zielbewußt der Weg war, den Hoesch nun seit viel mehr als einem Jahrzehnt in der Ausbildung und in der Weiterbildung seiner Mitarbeiter gegangen ist, lassen die folgenden Sätze des Jahresgutachtens erkennen, die wir ebenfalls dem Kapitel „Wachstum und Strukturwandel“ entnehmen:

„Der Fortschritt der Technik verlangt mehr berufliche Spezialisierung, der Wandel der Wirtschaft, mit dem er verbunden ist, mehr berufliche Anpassungsfähigkeit“ (Ziffer 270, Satz 1).

„Eine breitere Grundausbildung bedeutet für den einzelnen, da sie ihn flexibler macht, mehr Sicherheit, wie Arbeitslosenstatistiken erkennen lassen. Da sie vor der Entwertung von Spezialwissen schützt, verringert sie den Widerstand gegen die Durchsetzung technischer Fortschritte in Gesellschaft und Wirtschaft“ (Ziffer 272).

„Eine Ausbildung, die sich auf einen Lebensabschnitt beschränkt, kann der Entwicklung des Wissens und dem Wandel der beruflichen Anforderungen nur unvollkommen gerecht werden. Bei dem schnellen Fortschritt in der Gegenwart verliert früher erworbenes Wissen oft ziemlich rasch an Wert, sofern es nicht durch formale oder informale Weiterbildung auf dem jeweils höchsten Stand gehalten wird“ (Ziffer 273, Satz 1 und 2).

„Die ‚züntflerische‘ Vorstellung von einem Beruf, dem man gleichsam von der Wiege bis zur Bahre verpflichtet ist, wird der Zukunft noch weniger gerecht als der Gegenwart“ (Ziffer 274, Satz 1).

„Maßnahmen, die Fortbildung und Umschulung anregen, erleichtern und begünstigen, werden deshalb in Zukunft für ein angemessenes Wirtschaftswachstum kaum entbehrlich sein. Diesem Gesichtspunkt entspräche es, wenn man einen Anspruch auf Bildungsurlaub gesetzlich oder tariflich begründete und wenn man Ausbildungs- und Umschulungskosten steuerlich anerkennen würde. Derartige Maßnahmen blieben indes ohne großen Erfolg, wenn es dann an privaten oder öffentlichen Instituten fehlte, die solche organisierten Lernprozesse anbieten“ (Ziffer 275).

Die große Aufgabe für die Zukunft

Das Ergebnis seiner Überlegungen faßt der Sachverständigenrat in der letzten Ziffer (282) seines Gutachtens zusammen, wobei er sich bewußt war, daß er nach dem Gesetz zwar „keine Empfehlungen für bestimmte wirtschafts- und sozialpolitische Maßnahmen“ geben darf, weil die wirtschaftspolitische Verantwortung von Regierung und Parlament nicht angetastet oder verringert werden soll, daß er aber nach § 2 des Gesetzes „Fehlentwicklungen und Möglichkeiten zu deren Vermeidung oder Beseitigung aufzeigen“ soll:

„Stetiges und angemessenes Wachstum erfordert den Wandel der Strukturen, der Wandel der Strukturen jedoch Menschen, die ihm gewachsen sind, die ihn treiben und ihn tragen. An den Menschen werden immer neue Anforderungen gestellt, denen er nur genügen kann, wenn zu einer breiten Grundausbildung die Möglichkeit ständiger Fortbildung kommt. Fortschritte auf dem Gebiet der Bildung, an der in unserer Gesellschaft alle Schichten der Bevölkerung teilhaben sollen, setzen sich auch in wirtschaftlichen Fortschritt um, allerdings erst nach langen Jahren, vielleicht sogar erst nach einem Menschenalter. Wenn es somit auf irgendeinem Gebiet öffentlicher Tätigkeit der langfristigen Vorausschau, der Planung und der Stetigkeit bedarf, dann auf diesem.“

Die vorangegangenen Folgen unserer Beitragsreihe befaßten sich mit der Aufgabe der Arbeitsordnung und mit den allgemeinen Bestimmungen über den Geltungsbereich (§ 1) und die Bekanntmachung (§ 2) dieser Betriebsvereinbarung.

Der zweite Teil der in unseren Werken und Gesellschaften der Weiterverarbeitung vereinbarten Arbeitsordnung regelt mit den Paragraphen 3 bis 11

Begründung, Änderung und Ende des Arbeitsverhältnisses

§ 3 Arbeitsvertrag

(1) Belegschaftsmitglieder werden durch das Direktorium (den Vorstand | die Geschäftsführung) oder durch die hierzu bevollmächtigten Stellen eingestellt. Das Direktorium (der Vorstand | die Geschäftsführung) gibt dem Betriebsrat von jeder geplanten Einstellung rechtzeitig Kenntnis und Auskunft über die Person des Bewerbers.

Der § 3 Ziffer 1 legt fest, daß niemand anders als die Werksleitung oder die von ihr dazu beauftragten Stellen befugt sind, Mitarbeiter einzustellen. In der Regel ist die Personalabteilung oder das Personalbüro die Stelle, die von der Werksleitung bevollmächtigt ist, Einstellungen vorzunehmen.

Je nach Rechtsform unserer Werke und Gesellschaften werden diese entweder von einem Direktorium, einem Vorstand oder einer Geschäftsführung geleitet. Natürlich erscheint in der vereinbarten Arbeitsordnung des einzelnen Werkes oder der einzelnen Gesellschaft nur der jeweils zutreffende Begriff, z. B. bei Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg: das Direktorium, bei Schmiedag Aktiengesellschaft: der Vorstand und bei Hoesch Eisenhandel GmbH: die Geschäftsführung.

Je nachdem also, ob es sich bei unseren Werken und Gesellschaften um eine Niederlassung der Hoesch AG, um eine Aktiengesellschaft oder um eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung handelt, stehen entweder ein Direktorium, ein Vorstand oder eine Geschäftsführung an deren Spitze. Wenn die Arbeitsordnung im § 3 Ziffer 1 vorsieht, daß die Werksleitung dem Betriebsrat von jeder geplanten Einstellung rechtzeitig Kenntnis und Auskunft über die Person des Bewerbers gibt, so entspricht das den Bestimmungen des Betriebsverfassungsgesetzes über die Mitwirkung und Mitbestimmung des Betriebsrates in personellen Angelegenheiten. Hier haben wir ein Beispiel dafür, wie eine allgemein geltende gesetzliche Norm in einer betrieblich vereinbarten Regelung wiederkehrt mit dem Zweck, in der Arbeitsordnung auf die Rechte und Pflichten derer hinzuweisen, die an dem Abschluß eines Arbeitsvertrages beteiligt sind und beteiligt werden müssen.

Und nun der Wortlaut des § 3 Ziffer 2 der Arbeitsordnung:

Arbeitsordnung

(2) Grundlage des Arbeitsverhältnisses ist der mit dem Belegschaftsmitglied abgeschlossene Arbeitsvertrag. Das Arbeitsverhältnis unterliegt im übrigen den jeweils geltenden gesetzlichen und tariflichen Bestimmungen sowie dieser Arbeitsordnung und den vorhandenen sowie später abgeschlossenen Betriebsvereinbarungen.

Der Arbeitsvertrag wird zwischen dem Arbeitgeber und dem einzelnen Arbeitnehmer abgeschlossen. Bevor eine feste Bindung durch einen Dauerarbeitsvertrag erfolgt, wird in den meisten Fällen ein Probearbeitsverhältnis, d. h. ein Arbeitsverhältnis auf Zeit mit erleichterten Kündigungsbedingungen vereinbart. Die Möglichkeit, sich während der Probezeit kurzfristig voneinander zu trennen, birgt für Arbeitgeber und Arbeitnehmer die gleichen Vorteile.

Wie schon in der zweiten Folge der Beitragsreihe erwähnt, wird mit dem Arbeitsvertrag die Grundlage des Arbeitsverhältnisses geschaffen, und es wurden in diesem Zusammenhang auch die wesentlichen Rechtsquellen für das Arbeitsverhältnis genannt. Nach der Bedeutung dieser Rechtsquellen ergibt sich die Rangfolge

- Gesetz,
- Tarifvertrag,
- Betriebsvereinbarung,
- Arbeitsvertrag.

Weichen die Normen einer Rechtsquelle von der höherwertigen ab, werden solche Regelungen nur dann wirksam, wenn sie für den Arbeitnehmer günstiger sind. So muß z. B. der im Arbeitsvertrag festgelegte Urlaub mindestens der im Manteltarifvertrag vorgesehenen Dauer entsprechen, es darf jedoch auch ein längerer Urlaub vereinbart werden.

§ 4 Ärztliche Untersuchung

(1) Der Abschluß des Arbeitsvertrages erfolgt nur dann, wenn eine amts- oder werksärztliche Untersuchung ergibt, daß der Bewerber für die in Aussicht genommene Tätigkeit gesundheitlich geeignet ist. Die Kosten der Untersuchung werden vom Werk getragen.

Bevor der Arbeitsvertrag abgeschlossen werden kann, muß sich der Bewerber einer für ihn kostenlosen amts- oder werksärztlichen Untersuchung unterziehen. Die gesundheitliche Eignung ist Voraussetzung für die dem neuen Mitarbeiter zugeordnete Tätigkeit. Gleichermaßen dient die ärztliche Untersuchung des Bewerbers auch dem Schutz der Belegschaft vor ansteckenden Krankheiten, mit denen Bewerber, ohne daß sie es selbst wissen, behaftet sein können. Für Jugendliche unter 18 Jahren ist nach dem Jugendarbeitsschutzgesetz eine ärztliche Untersuchung vor der Aufnahme einer Beschäftigung erforderlich. Vor Ablauf des ersten Beschäftigungsjahres muß diese Untersuchung wiederholt werden, um sicher zu gehen, daß der Jugendliche durch seine Tätigkeit oder durch die an seinem Arbeitsplatz vorherrschenden

Grundlage (3) reibungsloser Zusammenarbeit

Umwelteinflüsse keinen gesundheitlichen Schaden nimmt.

In § 4 Ziffer 2 wird auf die Schweigepflicht des Arztes hingewiesen und in sein Ermessen gestellt, über die gesundheitliche Eignung für die vorgesehene Tätigkeit eines Bewerbers zu entscheiden:

(2) Der untersuchende Arzt unterliegt der Schweigepflicht. Er trifft nach seinem Ermessen die Entscheidung, ob der Bewerber auf Grund des Untersuchungsergebnisses für den Arbeitsplatz gesundheitlich geeignet ist.

In manchen Fällen wird es im Interesse des Untersuchten liegen, wenn der Arzt die Werksleitung über Einzelheiten des Untersuchungsergebnisses unterrichtet. Die Werksleitung ist dann in der Lage, die Frage des Arbeitseinsatzes des Bewerbers neu zu überprüfen und eventuell eine andere Beschäftigung unter Berücksichtigung seines Gesundheitszustandes anzubieten. Der Arzt darf jedoch eine solche Mitteilung nur dann weitergeben, wenn der Untersuchte dafür seine Zustimmung erteilt und den Arzt von seiner Schweigepflicht entbunden hat.

§ 5 Einstellungsunterlagen

(1) Bei der Einstellung ist insbesondere die Vorlage folgender Unterlagen erforderlich:

- Personalausweis,
- Arbeitspapiere,
- Lohnsteuerkarte,
- Invaliden- oder Angestelltenversicherungskarte,
- Rentenbescheid,
- Schwerbeschädigtenausweis,
- Urlaubsbescheinigung des vorhergehenden Arbeitgebers.

Die hier aufgezählten Einstellungsunterlagen sind nicht vollständig. Dieser Hinweis gilt vor allem für solche Bewerber, die gesetzlich berechtigt sind, Sonderrechte geltend zu machen. So erhalten z. B. Opfer des Faschismus einen längeren Erholungsurlaub. Werdende Mütter dürfen bestimmte Arbeiten nicht ausführen, für sie gelten besondere Schutzbestimmungen. Die Werksleitung kann in solchen Fällen ihren Verpflichtungen nur nachkommen, wenn sie über diese persönlichen Fragen schon bei der Einstellung eines neuen Belegschaftsmitgliedes unterrichtet wird. So kann auch vermieden werden, daß dem neu eingestellten Mitarbeiter Nachteile entstehen.

(2) Die in dem Personalbogen gestellten Fragen sind wahrheitsgetreu zu beantworten. Diese Bestimmung der Arbeitsordnung verdient besondere Beachtung, da wegen unrichtiger Angaben bei der Antwort auf die im Personalbogen gestellten Fragen das Arbeitsverhältnis sofort aufgelöst werden kann. Um diese Gefahr zu mindern, verlangt die Werksleitung in manchen Fällen vom Bewerber auch ein polizeiliches Führungszeugnis.

§ 6 Veränderungsmeldung

(1) Änderungen der persönlichen Verhältnisse sind, soweit sie das Arbeitsverhältnis berühren, ohne besondere Aufforderung unverzüglich der Personalabteilung mitzuteilen. Welche Änderungen der persönlichen Verhältnisse vor allem gemeint sind, geht aus der Ziffer 2 dieser Bestimmung hervor:

(2) Hierzu gehören: Wohnungswechsel, Änderung der Familienverhältnisse, abgelegte Prüfungen, die für das Arbeitsverhältnis bedeutungsvoll sind, Erfassung zur Wehrstammrolle, Einberufung zum Grundwehrdienst und zu Wehrübungen, Erwerb oder Verlust von Sonderrechten (z. B. auf Grund des Schwerbeschädigten-, Kindergeld- und Mutterschutzgesetzes), Erwerb oder Verlust des Bergmannsversorgungsscheines.

Ebenso wie unter § 5 Ziffer 1 gilt für diese Aufzählung, daß im Einzelfall auch andere als die hier genannten Veränderungen von Bedeutung sein können.

Die Vorschrift, der Personalabteilung Veränderungen der persönlichen, das Arbeitsverhältnis berührenden Verhältnisse mitzuteilen, kommt nicht allein dem Interesse des Betriebes entgegen. Aus solchen Veränderungen ergeben sich für das Belegschaftsmitglied oft Ansprüche und Rechte, die das Belegschaftsmitglied geltend machen kann, so z. B. bezahlte Freizeit bei Umzug, Eheschließung und Todesfall je nach betrieblicher oder tariflicher Regelung oder lohnsteuerliche Vorteile bei Geburt eines Kindes.

Eine ständige Überprüfung dieser persönlichen Daten geht über die Fürsorgepflicht des Arbeitgebers weit hinaus und ist nicht zumutbar. Unterläßt es das Belegschaftsmitglied, der Personalabteilung solche Veränderungen mitzuteilen, muß es die daraus entstehenden Nachteile selbst tragen. Hierauf wird in der nächsten Ziffer des § 6 hingewiesen:

(3) Nachteile, die sich aus der Unterlassung von Meldungen oder unrichtigen oder unvollständigen Angaben ergeben, trägt das Belegschaftsmitglied.

Besonders wichtig ist die Meldung eines Wohnungswechsels, die deshalb in der Ziffer 4 noch einmal ausdrücklich erwähnt wird:

(4) Ist ein Wohnungswechsel nicht ordnungsgemäß gemeldet, so gelten Mitteilungen an die zuletzt angegebene Wohnungsanschrift als zugegangen.

Alle Rechtsfolgen, die sich aus der Unterlassung solcher Veränderungsmeldungen ergeben, gehen zu Lasten des betroffenen Belegschaftsmitgliedes.

Der zweite Teil der Arbeitsordnung „Begründung, Änderung und Ende des Arbeitsverhältnisses“ enthält fünf weitere Paragraphen, die in der nächsten Folge der Beitragsreihe behandelt werden.

Vor zehn Jahren berichtete Werk und Wir



Modernste Großkoksofen auf Radbod

Im Frühjahr 1956 stand die grundlegende Erneuerung der Kokerei Radbod vor dem Abschluß: die zweite Batterie sechs Meter hoher Großkoksofen wurde angeheizt, wie wir im Märzheft 1956 berichteten. In den seitdem vergangenen zehn Jahren hat die Kokerei Radbod über 4,2 Millionen Tonnen Koks erzeugt.

Es war im Jahre 1912, als auf Radbod die erste Koksofenbatterie gebaut wurde. Sie bestand aus 62 Öfen und hatte einen Tagesdurchsatz von 630 Tonnen Kohle. Weil Radbod über beste Kokskohle verfügte, wurden 1914 weitere 80 Öfen mit einem Tagesdurchsatz von 830 Tonnen in Betrieb genommen. Somit verkotte Radbod schon vor dem ersten Weltkrieg täglich 1460 Tonnen Kohle! Im Jahre 1924 wurde eine aus 24 Öfen bestehende Ersatzbatterie mit 460 Tonnen Kohlendurchsatz erstellt, 1926 folgten 30 weitere Öfen mit einer Leistung von 350 Tonnen Kohlendurchsatz, weil die 62 überalterten Öfen abgerissen werden mußten. 1940 endlich kam noch eine Batterie mit 33 Öfen und 400 Tonnen Durchsatz hinzu.

1944 war es soweit, daß die letzten 30 der 1919 erbauten Öfen stillgelegt werden mußten. Im April 1945 geschah das gleiche mit den Öfen aus dem Jahr 1924.

Nun arbeiteten nur noch 63 Öfen mit einer Tagesdurchsatzmenge von 750 Tonnen. Davon war eine Batterie siebenundzwanzig Jahre alt und daher überaltert; mit ihrem Ausfall mußte im Jahre 1948 täglich gerechnet werden – zu einer Zeit also, als die Kohleförderung auf Radbod schon wieder auf 3000 Tonnen täglich gestiegen war. Wäre sie stillgelegt worden, hätte sich eine Kokserzeugung nicht mehr gelohnt. Und das hätte bedeutet, daß nicht nur rund 1000 Tonnen guter Kokskohle ständig an fremde Werke hätten abgegeben werden müssen – wie es bis 1953 sowieso geschah –, sondern die gesamte Fördermenge. Um diese Entwicklung zu verhüten und um die Gaslieferungsverträge mit der Ruhrgas und den Städten Hamm und Münster weiter erfüllen zu können, entschloß sich der Vorstand im Einvernehmen mit dem Aufsichtsrat, zwei neue Ofenbatterien bauen zu lassen, die mindestens 1600 Tonnen Kohle täglich durchsetzen sollten. Damit gewährleistete man gleichzeitig die Wirtschaftlichkeit der Zeche und der Kokerei. Man entschied weiter, in zwei Phasen zu bauen: zuerst eine Batterie mit einem täglichen Durchsatz von 1000 Tonnen Kohle und später eine zweite mit 600 Tonnen. Allerdings mußte vorerst ein schwieriges Problem gelöst werden. Bei der Planung stellte sich nämlich heraus, daß der vorhandene Platz für die 1000-Tonnen-Durchsatz-Batterie nicht ausreichte. Die durchweg gebrauchten 4,5 Meter hohen Öfen hätten zuviel Platz beansprucht. Nach reiflicher Überlegung und allen notwendigen Untersuchungen wurde beschlossen, den Vorschlag der Firma Still zu verwirklichen. Er hieß: Bau einer sechs Meter hohen Ofenbatterie!



Einer,
der
für
viele
steht

Menschen
wie
du
und
ich

In dieser Aufsatzreihe stellen wir unseren Lesern aus der Vielzahl der in unseren Werken und Verwaltungen ausgeübten Berufe und Tätigkeiten Menschen vor, die stellvertretend für ihre Arbeitskollegen stehen. Nachdem wir 1964 den Hochöfner, den Hauer, die Laborantin, den Ausbilder, den Seilermeister, die Stenotypistin, den Betriebsdirektor, den Elektrohauer, den Schmied, den Forschungsassistenten, den Kaufmann, den Walzer und 1965 den Schachtschmied, den Matrosen, den Maschinenschlosser, den Former, den Konstruktionstechniker, den Lokführer, den Fertigungsingenieur, den Ofenmaurer, den Werkzeugmacher, den Lackierer, den Kontrolleur und den Dreher vorgestellt haben, setzen wir unsere Reihe 1966 mit dem Kraftwerkselektriker und dem Innentransportfahrer fort.

Intelligent ist sie nicht, aber schnell: bis zu 200000mal in der Sekunde kann eine elektronische Rechenanlage mittels Stromfluß oder Stromruhe „ja“ oder „nein“ unterscheiden. Mit dieser Fähigkeit erfaßt und löst sie in kürzester Frist auch die kompliziertesten rechnerischen Aufgaben. Eines setzt diese Leistung allerdings voraus: es muß jemand da sein, der imstande ist, auch die schwierigsten Probleme in eine Sprache zu übersetzen, die der Dummheit der Maschine verständlich ist. Das heißt: er muß jedes Problem in viele Einzelfragen aufzulösen verstehen, die Schritt um Schritt beantwortet, schließlich die Gesamtaufgabe lösen. Nur die unvorstellbare Arbeitsgeschwindigkeit macht also die Beschränktheit eines „Elektronengehirns“ wieder wett und bestätigt auf heutige Weise die alte Erkenntnis, daß Geschwindigkeit oft mit Hexerei verwechselt wird.

Zuerst lernt er die Maschinensprache

Lothar Bedorf ist einer der Hexenmeister – in der nüchternen Sprache der Technik „Programmierer“ genannt –, die den Elektronenfluß ihrem Willen dienstbar machen. Wie bei den meisten seiner Kollegen waren einige Umwege nötig, bevor er diesen jungen Beruf erlernte: 1930 in Dortmund geboren, ging Lothar Bedorf zur Mittelschule, lernte Maschinenschlosser und nach bestandener Gesellenprüfung ein weiteres Jahr Elektriker, besuchte dann in Abendkursen die Maschinenbauschule, legte nach drei Jahren die Werkmeister- und Betriebstechnikerprüfung ab und trat 1954 als Tabellierer in die damalige Lochkartenabteilung der Westfalenhütte ein. Sechs Jahre später wurde die herkömmliche Datenverarbeitung auf elektronische Rechenanlagen umgestellt, und Lothar Bedorf nutzte die ihm und einigen Kollegen gebotene Gelegenheit, Programmierer zu werden. In einem 14tägigen Lehrgang machte er die

◀ Lothar Bedorf hat ein Programm ausgearbeitet. Nun überprüft er es und fügt die letzten Verbesserungen ein

► Nach dem Fotografieren hat sich Lothar Bedorf dem Filmen zugewandt; er arbeitet nach sorgfältig zusammengestellten Drehbüchern und vertont die fertigen Filme

Der Programmierer

erste Bekanntschaft mit dem „Beruf der Zukunft“. Er erlernte dabei die „Maschinensprache“, mit deren Hilfe der Rechenanlage verständlich gemacht wird, was sie zu tun hat. Zugleich begriff er aber auch, daß diese Kenntnis das wenigste ist, was von einem Programmierer verlangt wird. Viel wichtiger ist die Begabung zum logischen Denken, das heißt, die Fähigkeit, ein gestelltes Problem in viele Teilaufgaben zu zerlegen, diese zu ordnen und dann von der Maschine in der richtigen Reihenfolge beantworten zu lassen. Aber auch dies genügt noch nicht: Ein guter Programmierer beweist sein wahres Können erst dann, wenn er nicht nur imstande ist, überhaupt einen Weg zur Lösung des jeweils gestellten Problems zu finden, sondern wenn es ihm gelingt, den kürzesten oder besten Weg herauszufinden! Das ist verständlich, denn der Vorteil liegt auf der Hand, wenn man einen Weg erkennt, der schon nach 1000 Schritten ans Ziel führt und nicht erst nach 3000.

Ja oder nein ist die Frage

Ein Jahr hat Lothar Bedorf gebraucht, bis er die Grundlagen des Programmierens in der Praxis beherrschte. Von Mal zu Mal erhielt er schwierigere Aufgaben, bis er vor einem dreiviertel Jahr die Programmierung der gesamten Buchhaltung übernahm – eine gewaltige Aufgabe, die auch nach einem vollen Jahr nicht abgeschlossen sein wird. Wer diesen Zeitraum mit den wenigen Tagen vergleicht, in denen ein einfaches Programm auszuarbeiten ist, kann ermaßen, wie abwechslungsreich die von unseren Programmierern bewältigten Aufgaben sind. Da werden Optimalrechnungen aufgestellt – wie muß ich einen Hochofen beschicken, damit er bei möglichst niedrigen Kosten möglichst viel leistet? –, Kostenrechnungen verlangt – wieviel kostet ein bestimmtes Erzeugnis, wenn ich alle anfallenden Kosten des betreffenden Betriebes zusammenfasse und dem einzelnen Produkt zuordne? –, technische Auswertungen angefordert – wie verhält sich die Menge des eingesetzten Materials zum ausgebrachten? – oder produktionslenkende Berechnungen erstellt – in welcher Reihenfolge walze ich die vorliegenden Aufträge am wirtschaftlichsten?

Schon diese kleine Aufgaben-Auswahl zeigt die Vielfalt der Probleme, denen die Programmierer gegenübergestellt werden, die sie begreifen, durchdringen und bis in die feinsten Verästelungen übersehen müssen. Das bedeutet, daß sich der einzelne Programmierer – hat er eine neue Aufgabe übernommen – zunächst in zahlreichen, ausführlichen Gesprächen von den Fachleuten in das jeweilige Sachgebiet einführen lassen muß. Hat er so das Grundproblem erfaßt und weiß, wo bei der neuen Auf-

gabe Ausgangspunkt und Ziel liegen, arbeitet er allein auf sich gestellt die Grundzüge des Problems aus und legt damit die Etappenziele auf dem einzuschlagenden Weg fest. Danach zerlegt er die einzelnen Etappen in so viele Teilfragen, bis die Maschine jede einzelne Frage nur noch mit „ja“ oder „nein“ beantworten muß. Hat er das geschafft, ist die größte Arbeit getan. Nun muß er nur noch die Einzelschritte in die Maschinensprache übersetzen, das Programm auf Lochstreifen ablocken lassen, in die Maschine „einlesen“ und mit Probellochkarten überprüfen. Das mit den letzten Verbesserungen versehene endgültige Programm wird dann erneut auf Lochstreifen ausgestanzt und in der Kartei verwahrt, in der es zum jederzeit möglichen Gebrauch bereitliegt. Bei einer Arbeit, die so viel Grübeleien wie das Programmieren verlangt, ist es nicht leicht, am Ende der Dienstzeit einfach abzuschalten. Und so kommt es immer wieder vor, daß Lothar Bedorf auch zu Hause mitten im Gespräch mit seinem Sohn Werner, im Spiel mit seiner Tochter Heidrun oder bei der Beschäftigung mit seinem Steckenpferd – dem Fotografieren und Filmen – die Lösung eines besonders verzwickten Problems einfällt. Doch das stört ihn nicht, denn das Programmieren findet ergenau so spannend, wie das Lösen eines Kriminalfalls. Vielleicht können sich sogar die Besucher unseres nächsten Steckenpferdturniers davon überzeugen, daß Lothar Bedorf die berufliche Arbeit viel Freude macht – dann nämlich, wenn es ihm in der Zwischenzeit gelungen ist, den seit langem geplanten Film über die „Zentrale Datenverarbeitung“ zu drehen.



passiert
notiert
fotografiert



Am Freitag, dem 28. Januar 1966, berichtete die Hessische Allgemeine in einem großaufgemachten Bericht über die geistesgegenwärtige Reaktion des achtzehnjährigen Karl-Heinz Güde, durch die der junge Mann – er ist Lehrling im Hoesch Werk Federstahl Kassel – ein Zugunglück in letzter Sekunde verhinderte. Werkzeugmacher Karl-Heinz Güde ist in Wolfshagen bei Kassel zu Hause. Wie an jedem Morgen ging er mit seinem Freund Peter zum Bahnhof. Dort stand der Personenzug nach Kassel schon abfahrbereit. Zeit: 5.30 Uhr. „Wir stiegen ein und machten gleich ein Fenster auf, weil die Luft so schlecht war“, erzählt Karl-Heinz. „Als wir noch hinausschauten, ruckte der Zug und fuhr an...“ Vierzig, fünfzig, sechzig Meter rollte der Zug. „Da sahen wir“, berichtet Karl-Heinz weiter, „wie ein Mann in Bahnuniform hinter dem Zug herlief.“ Es war der Fahrdienstleiter, der seinen



Augen nicht trauen wollte, als der Zug ohne Abfahrtsignal losfuhr. Er wußte genau, daß ein jeder Augenblick ankommender Güterzug mit dem Personenzug zusammenstoßen mußte, wenn der Personenzug nicht sofort zum Halten zu bringen war. Der Fahrdienstleiter hastete über die Gleise hinter dem Zug her, erreichte ihn wirklich und schwang sich auf das Trittbrett... „Als ich das sah“, erzählt Karl-Heinz weiter, „ließ ich nach hinten und riß dem Mann die Tür auf. Im selben Augenblick rief er: „Sofort Notbremse ziehen!“ Güde rannte in den Wagen und hing sich mit beiden Händen an die Notbremse. Der Zug stand sofort. Karl-Heinz Güde hat mit dieser schnellen Reaktion – denn Sekunden später kam der Güterzug an – etwa vierzig Fahrgäste aus großer Gefahr gerettet. Wir beglückwünschen ihn zu seiner Geistesgegenwart und zu dem vierzehntägigen Erholungsurlaub, mit dem ihn die Bundesbahn belohnte.

◀ Studenten des Otto-Suhr-Instituts an der Freien Universität Berlin besuchten im Februar das Ruhrgebiet. Nachdem sie in Bochum die Universität und das Bergbaumuseum besichtigt hatten, kamen sie nach Dortmund und hier auch zu Hoesch. Eine Gruppe fuhr am 17. Februar auf der Schachtanlage Kaiserstuhl, eine andere auf der Zeche Radbod im Bockum-Hövel ein. Am 18. Februar verfolgten die Besucher den Weg des Eisens auf der Westfalenhütte. Unser Bild zeigt Professor Dr. von Eyern, links, mit seinen Studenten vor der Grubenfahrt.

◀ Einige von uns kennen ihn noch als Mitarbeiter der Maschinenfabrik Deutschland: Wilhelm Immelt, der am 8. Februar 1966 diamantene Hochzeit feierte. Vor 60 Jahren heiratete der damals 26-jährige die um ein Jahr jüngere Friederike aus Brackel. Bei einem Brackeler Pferd- und Wagenschmied trat Wilhelm Immelt 1895 die Lehre an. Nach ihrem Abschluß fand er Arbeit im Werk Phönix der Dortmund Hörder-Hüttenunion. Zehn Jahre später wechselte er zur Dortmunder Vulkan GmbH, einer Firma, die Kupplungen und Getriebe baute und deren Fertigung 1932 die Maschinenfabrik Deutschland übernahm. So kam Wilhelm Immelt zu Hoesch, und er blieb unser Mitarbeiter bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1945. – Am Festtag überbrachten Josef Jäger (rechts) im Namen des Vorstandes und Emil Zimmermann im Auftrage des Betriebsrates der Maschinenfabrik Deutschland die herzlichsten Glückwünsche.

WIRTSCHAFT - 11 EIN ENTSCHEIDUNGS- BEREICH

Verteilung der Einkommen als wirtschaftspolitische Aufgabe

Güter zu erzeugen und die Erzeugung so zu organisieren, daß die produktiven Kräfte auf optimale Weise kombiniert und genutzt werden, ist das erste Hauptziel allen Wirtschaftens. Die erzeugten Güter an alle Glieder der Gesellschaft zu verteilen, ist die zweite Hauptaufgabe. Wo das Geld als universales Tauschmittel dient, entscheidet der Besitz von Geld darüber, wieviel Güter der einzelne kaufen kann. Über die Verteilung des Sozialprodukts entscheidet also die Verteilung der Geldeinkommen. Offenkundig rangiert die Erzeugung vor der Verteilung – denn was verteilt werden soll, muß zuerst erzeugt sein. Trotzdem ist es seit jeher das Verteilungsproblem, an dem sich die Gemüter erhitzen. Es interessiert jedermann, weil es jeden unmittelbar betrifft. Gehorcht die Einkommensverteilung, wie manche Nationalökonomeng angenommen haben, „ehernen“, unerbittlichen Gesetzen? Wenn die Einkommensverteilung durch politische und wirtschaftspolitische Maßnahmen beeinflusst werden kann, mit welchen Mitteln und zu welchem Ziel soll das geschehen? Wo finden wir den Maßstab für eine gerechte Verteilung?

I. Die gegenwärtige Schichtung der Einkommen

Warum verdient dieser soviel, jener soviel mehr, ein dritter soviel weniger? Wenn wir so fragen, betrachten wir die Verteilung auf die einzelnen Empfänger oder Personen, die personelle Einkommensverteilung.

Nettoeinkommen der privaten Haushalte nach Stichproben

Ein monatliches Nettoeinkommen (Bruttoeinkommen abzüglich Steuern und Sozialversicherungsbeiträge) von DM erreichten v.H. aller Haushalte

	1957	1961
unter 300	23,4	14,7
300 bis 600	48,3	38,7
600 bis 800	15,5	23,0
800 bis 1200	10,3	16,2
1200 und mehr	2,5	7,4

Bundesrepublik einschließlich Berlin (West)

Die Verteilung ist, wie wir wissen, ungleichmäßig. Dies ist allerdings in allen uns bekannten menschlichen Gesellschaften der Fall gewesen. Recht verschieden ist freilich der Grad der Ungleichheit.

Ein Vergleich der Schichtung bei einem entwickelten Industrieland und einem Land mit wenig entwickelter Wirtschaft lehrt, daß die Industrialisierung tendenziell zu einer gleichmäßigeren Einkommensverteilung führt, die sich in einem zunehmendem Wohlstand immer breiterer Schichten niederschlägt. Die Industrieländer haben eine breite Schicht von Beziehern mittlerer Einkommen, deren Anteil stetig wächst, während der Anteil der kleinsten und der größten Einkommen sich vermindert. In Entwicklungsländern steht dagegen nicht selten der bittersten Armut breiter Schichten der herausfordernde Reichtum weniger gegenüber. Wer die bestehende Verteilung beurteilen will, muß unter anderem folgendes bedenken:

1. Die Zugehörigkeit wechselt: Nur wenige Menschen und Familien gehören lebenslang derselben Einkommensschicht an. Am Beginn des Berufsweges beziehen die meisten ein bescheidenes Einkommen; es erhöht sich im Laufe der Jahre und sinkt bei der Masse der in abhängiger Arbeit Stehenden mit Erreichen der Altersgrenze wieder ab.

2. Steuerprogression: Die Belastung kleiner Einkommen durch direkte Steuern kann unter Umständen erheblich schwächer sein als die hoher Einkommen; nach deutschem Einkommensteuerrecht können maximal 53 v.H. des steuerpflichtigen Einkommens weggesteuert werden.

3. Unter den Einkommensbeziehern befinden sich die Unternehmer, die in einem Jahr hohe Gewinne erzielen, in einem anderen Jahr sich aber mit geringeren Gewinnen bescheiden müssen oder die im Extremfall sogar einmal Verluste erleiden können.

4. Kosten der Vorbildung: Wer einen Beruf mit langer und teurer Vorbildung ergreift, investiert gewöhnlich Jahre hindurch einen erheblichen Betrag in seine Ausbildung, bevor er zu verdienen anfängt. Zu diesen Kosten, die der einzelne oder seine Eltern tragen, treten fast immer

Die zwölf Kapitel von
„Wirtschaft -
ein Entscheidungsbereich“

1 Verbraucher sind wir alle

WERK UND WIR, Heft 5/1965

2 Produktion schafft die Güter, die wir verbrauchen

WERK UND WIR, Heft 6/1965

3 Geld vermittelt den Kreislauf der Wirtschaft

WERK UND WIR, Heft 7/1965

4 Wirtschaftsordnung und Lenkungsproblem

WERK UND WIR, Heft 8/1965

5 Grundlagen und Funktionsweise der Marktwirtschaft

WERK UND WIR, Heft 9/1965

6 Soziale Marktwirtschaft

WERK UND WIR, Heft 10/1965

7 Wirtschaftspolitik ordnet und gestaltet die Wirtschaft

WERK UND WIR, Heft 11/1965

8 Der Staatshaushalt im Rahmen der Volkswirtschaft

WERK UND WIR, Heft 12/1965

9 Wirtschaft im internationalen Beziehungsfeld

WERK UND WIR, Heft 1/1966

10 Die Gesamtleistung einer Volkswirtschaft

WERK UND WIR, Heft 2/1966

11 Verteilung der Einkommen als wirtschaftspolitische Aufgabe

12 Wirtschaft - Bereich der Entscheidung

noch solche, die die Gesellschaft trägt. Der einzelne handelt damit ähnlich wie der Fischer, der ein Netz herstellt. Er beschreitet einen produktiven Umweg, der zunächst Konsumverzicht und Sparen bedingt. Er eignet sich damit die Fähigkeit zu Leistungen an, die hochqualifiziert und deshalb – in der Regel – auch knapper und „gefragter“ sind. Es entspricht den wirtschaftlichen Gesetzen, daß die Angehörigen solcher Berufe im Durchschnitt ein höheres Einkommen beziehen.

Eine bloße Betrachtung der gegenwärtigen Schichtung nach Größenklassen hilft uns noch nicht dazu, Gesetzmäßigkeiten zu erkennen oder Urteile zu fällen. Sie sagt uns auch nichts darüber, welcher sozialen Schicht die Bezieher dieser Einkommen zugehören. In einer Größenklasse können ein Gemüsehändler, ein Bergarbeiter, ein junger Rechtsanwalt, ein Beamter und ein Pensionär vereinigt sein. Erst recht sagt uns die Schichtung nichts über die ökonomische Natur der einzelnen Einkommen: Stammen sie aus Können und Fleiß, aus Spekulation, aus ererbtem Kapitalvermögen?

Den Gesetzen der Einkommensverteilung kommen wir erst bei, wenn wir nicht von der Höhe des Einkommens ausgehen, sondern von der Stellung des Einkommensbeziehers im Wirtschaftsprozess.

Die sozialen Kämpfe werden allerdings nicht von einzelnen, sondern von gesellschaftlichen Gruppen geführt, die um ihren Anteil am Sozialprodukt ringen. Seit der Industrialisierung hat sich dieses Ringen hauptsächlich zwischen abhängigen Arbeitern, „Kapitalisten“ (d. h. Besitzern von Produktionsmitteln) und Grundbesitzern abgespielt. Jeder dieser Gruppen – so scheint es – fließt eine besondere Art von Einkommen zu: die Arbeiter beziehen Lohn, die Kapitalisten Zins und Profit, die Bodenbesitzer Grundrente. Die Stellung dieser Gruppen im Produktionsprozeß ist dadurch gekennzeichnet, daß jede im wesentlichen über einen Produktionsfaktor verfügt: die Arbeiter über Arbeit, die Eigentümer von Produktionsmitteln über Kapital, die Grundbesitzer über Boden.

Das Verteilungsproblem muß daher so gestellt werden: Welchen Anteil am Gesamteinkommen erhalten die drei Produktionsfaktoren? Diese funktionelle Verteilung und ihre Gesetze müssen wir jetzt untersuchen.

II. Die Einkommen als Preise der Produktionsfaktoren

Lohn als Preis des Faktors Arbeit

Wollen wir „Lohn“ als Entgelt für den Beitrag ansehen, den der Produktionsfaktor „menschliche Arbeit“ zum gemeinsamen Produkt leistet, so müssen wir unter Lohn die Entgelte für jegliche menschliche Arbeitsleistung verstehen – von abhängig Beschäftigten wie von Selbständigen. In der Praxis wird der Lohnbegriff häufig in dem engeren Sinne verwendet, der nur die Entgelte für die in abhängiger Arbeit stehenden umfaßt, oder auch in dem noch engeren Sinne, der die Empfänger von Lohn den Beziehern von Gehalt (Beamten, Angestellten) gegenüberstellt.

Über die Bestimmungsgründe des Lohnes in einer Volkswirtschaft sind im Laufe der Zeit eine Reihe von Theorien aufgestellt worden. Berühmt sind die klassische Theorie Ricardos und die marxistisch-sozialistische Lohntheorie. Ricardo unterscheidet einen natürlichen Preis der Arbeit, dessen Höhe dadurch bestimmt ist, daß er die Arbeiter in den Stand setzt, ihre Existenz zu erhalten und eine Familie zu gründen, von einem Marktpreis der Arbeit, der sich

aus Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt bildet. Der Marktpreis kann zeitweilig über und auch unter dem natürlichen Preis liegen, gleicht sich ihm aber langfristig an.

Unter den Theoretikern des Sozialismus hat Lassalle das „eherne Lohngesetz“ aufgestellt, nach dem – jedenfalls solange freie Konkurrenz und Privateigentum herrschen – der Durchschnittslohn auf die Dauer „auf den notwendigen Lebensunterhalt (Existenzminimum) reduziert bleibt.“

Marx unterscheidet den Tauschwert und den Gebrauchswert der Arbeit. Der Arbeiter erhält nach Marx für seine Arbeit nur ihren (niedrigeren) Tauschwert, der Arbeitgeber aber, der Kapitalist, erhält den vollen Gebrauchswert der Arbeit, wie er sich in ihrem Produkt ausdrückt. Die Differenz, der „Mehrwert“, kommt dem Kapitalisten zugute. Die sozialistischen Theoretiker des vorigen Jahrhunderts stimmen darin überein, daß sie eine nachhaltige Steigerung der Entgelte für den Faktor Arbeit in der kapitalistischen Ordnung für unmöglich erklären.

Die nicht-marxistische Nationalökonomie versteht heute den Lohn als einen Preis, nämlich als den Preis, der auf dem Arbeitsmarkt für den Produktionsfaktor Arbeit gezahlt wird. Wir gehen bei der Erklärung des Lohns also von der allgemeinen Theorie der Preisbildung aus, müssen aber die Besonderheit des Faktors Arbeit, vor allem ihre Gebundenheit an die menschliche Person, und die Besonderheiten des Arbeitsmarktes (Marktformen) berücksichtigen.

Es gibt keinen einheitlichen Arbeitsmarkt, sondern seit der Spezialisierung der Berufe eine Vielzahl von Einzelmärkten für differenzierte Leistungen; wegen der Ortsgebundenheit der Menschen besteht auf den Einzelmärkten vielfach eine beträchtliche regionale Differenzierung. Die Teilmärkte hängen aber in mehrfacher Hinsicht miteinander zusammen. Letztlich sind alle Arbeitsmärkte unvollkommene Märkte.

Weiterhin herrscht unter den Arbeitswilligen kein vollständiger Wettbewerb. Die Lohnhöhe ist tendenziell nach unten begrenzt durch die Sätze der Arbeitslosenversicherung – soweit nicht, wie in den USA, sogar Mindestlöhne durch Gesetz festgelegt sind. Schließlich ist der Wettbewerb dadurch eingeschränkt, daß die wichtigsten Bedingungen des Arbeitsvertrages für die Masse der Lohnempfänger kollektiv zwischen Gewerkschaft und Arbeitgeberverband in freier Vereinbarung ohne staatliche Einwirkung festgelegt werden (Tarifautonomie). Wenn diese Verbände die große Mehrzahl der Marktteilnehmer umfassen und wenn ihre Vereinbarungen durch Gesetz auch für Nichtorganisierte verbindlich gemacht sind, dann nähert sich der Arbeitsmarkt der Form eines beiderseitigen Monopols an.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, daß die beiden Partner die Lohnhöhe willkürlich festsetzen könnten. Sie müssen auf die Bedingungen des Arbeitsmarktes und auf die wirtschaftliche Lage im allgemeinen Rücksicht nehmen, wenn Gleichgewichtsstörungen vermieden werden sollen. Andererseits können die – wie dies in der Bundesrepublik seit Jahren der Fall ist – von den Unternehmen gezahlten effektiven Löhne über die tariflich vereinbarten Löhne hinausgehen. Bei entsprechender Arbeitsmarktlage korrigiert hier der Markt die tariflichen Vereinbarungen.

Zins als Preis des Faktors Kapital

Die griechischen Philosophen und die christlichen Theologen des Mittelalters haben sich mit dem Problem des Zinses und seiner Recht-

fertigung befaßt. Die Ablehnung des Zinses wurde gewöhnlich damit begründet, daß Geld als solches unfruchtbar sei, der Zins also nur aus der Übervorteilung des Darlehensnehmers entstehen könne. Das Argument wird hinfällig, wenn wir „Kapital“ an Stelle von „Geld“ setzen, denn Kapital ist Produktionsfaktor, und die zeitweilige Überlassung von Kapital an einen anderen verschafft diesem einen echten wirtschaftlichen Vorteil – sei es, daß er damit die Produktivität seiner Arbeit erhöht, sei es, daß er einfach Liquidität gewinnt; denn dem Menschen als zeitgebundenem Wesen sind sofort verfügbare Güter mehr wert als zukünftig zu erwartende.

In der Marktwirtschaft stellt der Zins den Preis dar, der sich für die Überlassung von Kapital nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage am Kapitalmarkt bildet. Er zwingt alle, die Kredit suchen, die Belastung durch den Zins mit dem voraussichtlichen Nutzen bei der Verwendung des geliehenen Kapitals zu vergleichen. Der Zins hat also im Grunde dieselbe Lenkungsfunktion wie alle anderen Preise: Er sorgt dafür, daß das immer knappe Kapital dorthin fließt, wo es den größten Ertrag erzielen kann.

Grundrente als Preis für die Bodennutzung

Landwirtschaftlicher Kulturboden ist keine freie Gabe der Natur; deshalb ist eine scharfe Abgrenzung der Faktoren Natur und Kapital hier kaum durchführbar. Städtische Grundstücke verdanken ihren Wert überwiegend ihrer Lage, d. h. der Nähe zu Wohnzentren, Produktionsstätten, Verkehrswegen; auch sie haben also ihren Wert mittelbar aus dem Aufwand von Kapital und Arbeit.

Rechnet man, was nach dem Gesagten nur theoretisch und nur näherungsweise möglich ist, von dem in Geld ausgedrückten Ertrag eines landwirtschaftlichen Grundstücks den Aufwand an Arbeit und Kapital ab, so bleibt in der Regel ein Restbetrag übrig: die Grundrente. In einer Wirtschaft, in der Boden ein knappes Gut ist, wird auch der schlechteste, eben noch bebaubare Boden eine Rente abwerfen (absolute Grundrente); alle Böden, die nach Qualität und/oder Lage besser sind, werfen eine zusätzliche Rente (Differentialrente) ab. Die Rente bei Stadtgrundstücken ist im wesentlichen immer eine Lagerrente und damit Differentialrente.

Unternehmereinkommen und Gewinn

Wir gehen aus von folgendem Beispiel: Einem Einzelunternehmer, der eine mittelgroße Fabrik besitzt und selbst leitet, verbleibt am Ende eines guten Geschäftsjahres, nachdem er seine Arbeitskräfte entlohnt, seine Lieferanten bezahlt und seine Steuern abgeführt hat, noch ein Betrag von 200000 DM. Welcher Art funktionellen Einkommens sollen wir diesen Betrag zurechnen? Das Einkommen eines Unternehmers kann verschiedener Natur sein und sich aus verschiedenartigen Komponenten zusammensetzen:

1. In diesem Betrag ist die Verzinsung für das eingesetzte Kapital enthalten. Das wird sofort deutlich, wenn wir annehmen, der Unternehmer arbeite mit fremdem, also geliehenem Kapital. In diesem Falle würde er die Zinsen für das Fremdkapital, etwa an eine Bank, als Betriebsausgabe behandeln; in der Bilanz erschiene ein entsprechend niedrigerer Gewinn.

2. In dem Betrag ist eine Rente für das eigene Fabrikgrundstück enthalten. Wäre die Fabrik ausschließlich auf gepachteten Grundstücken



▲ Mit dem Kauf der Waren schließt sich der Kreis von Güterherstellung, Einkommensverteilung und Einkommensverwendung

und in gemieteten Räumen untergebracht, so erschienen Pacht und Miete als Betriebsausgaben und träten nicht als Gewinn in Erscheinung.

3. In dem Betrag ist ein Entgelt für die vom Unternehmer geleistete Arbeit (Unternehmerlohn) enthalten. Zwar kann die Statistik die Einkommen solcher Selbständiger nicht nach Faktorenanteilen getrennt ausweisen. Rechnerisch läßt sich aber der Anteil des Arbeitsentgelts am Bruttogewinn durch Vergleich ungefähr bestimmen. Wir brauchen nur anzunehmen, der Unternehmer ziehe sich von der Leitung der Fabrik zurück und übertrage sie einem verantwortlichen Direktor. Das Gehalt, das er diesem aussetzen muß, entspricht – gleiche Leistung vorausgesetzt – dem Anteil des Arbeitslohnes an seinem Gewinn.

4. Die unter 1. bis 3. aufgezählten Beträge stellen für den Unternehmer, ebenso wie die bezahlten Löhne und Steuern, Kosten dar. Ob er einen Überschuß erzielt, der diese Kosten übersteigt oder wenigstens deckt, darüber entscheidet nicht er selbst, sondern das hängt davon ab, ob sich auf dem Markt so viel kaufkräftige Nachfrage findet, daß seine Ware zu Preisen abgesetzt werden kann, die mehr als die Produktionskosten decken. Der Unternehmerngewinn ist also eine Restgröße (Residualgröße).

sich erklären lassen als Preise, die für die Beiträge der Produktionsfaktoren Arbeit, Kapital, Boden, Unternehmerleistung gezahlt werden. Diese Preise stellen für den, der Produktionsfaktoren benötigt, Kosten dar; für den, der über Produktionsfaktoren verfügt, sind sie Einkommen. Die Verteilung der Einkommen, funktionell betrachtet, hängt ab von den Preisen, die sich auf den Märkten für die Produktionsfaktoren bilden – vielmehr: sie fällt mit dieser Preisbildung zusammen.

Nunmehr können wir uns auch erklären, warum die Entgelte für die einzelnen Produktionsfaktoren in ihrem Verhältnis zueinander schwanken. Das hängt nämlich von ihrer relativen Knappheit in einer Volkswirtschaft ab. Eine Straße läßt sich entweder mit viel Aufwand an Arbeitskraft und wenig Kapital bauen, oder mit viel Kapital (Maschinen) und entsprechend vermindertem Anteil des Faktors Arbeit. Wo Arbeitskräfte im Überfluß vorhanden sind und Kapital fehlt (z. B. in China), sehen wir an der Baustelle viele Arbeiter und wenig Maschinen; bei uns ist das Verhältnis umgekehrt. Innerhalb gewisser Grenzen kann also ein Produktionsfaktor durch einen anderen ersetzt (substituiert) werden. Wer produzieren will, sucht eine optimale Kombination der Faktoren herzustellen. Er wird einen Faktor, z. B. die Arbeit, gemäß dem früher dargestellten allgemeinen Gesetz vom abnehmenden Ertragszuwachs so lange vermehren, bis die Hinzunahme einer weiteren Arbeitskraft nur noch einen Ertragszuwachs in Höhe der zusätzlichen Lohnkosten bringt. Die Überlegung führt uns zu der allgemeinen Erkenntnis: Die Einkommensverteilung zwischen den Faktoren hängt von ihrer relativen Knappheit ab. Das bedeutet, daß die Arbeitskraft um so besser entlohnt wird, je knapper sie ist und je besser eine Volkswirtschaft mit Kapital ausgestattet ist. Es bedeutet u. a. auch, daß ein tüchtiger Unternehmer in einem Lande, dem eine unternehmerisch veranlagte und erfahrene Schicht fehlt, eine hohe Differentialrente erzielen kann.

Der Anteil des Lohneinkommens am gesamten Volkseinkommen wird Lohnquote genannt.

III. Der Zusammenhang von Eigentum und Einkommen

Wir haben jetzt erkannt, nach welchen Gesetzen sich das Einkommen auf die verschiedenen Produktionsfaktoren verteilt. Das Einkommen einer Einzelperson hängt nun offenbar davon ab, ob und in welchem Umfang sie über Produktionsfaktoren verfügt. Nur wer arbeitet, kann Lohneinkommen beziehen; nur wer Kapital besitzt, kann Zinsen einnehmen; nur wer Boden besitzt, kann Grundrechte beziehen; nur wer Unternehmer ist, kann Unternehmerngewinn erzielen.

Welche Produktionsfaktoren überhaupt in der Verfügungsgewalt von Einzelpersonen stehen können, entscheidet die Rechtsordnung. Bei der Arbeitskraft erscheint es uns heute selbstverständlich, daß jeder über seine Arbeitskraft verfügen kann. Wo Sklaverei, Leibeigenschaft oder staatlicher Terror mit Zwangsarbeit herrschen, ist die freie Verfügung über die eigene Arbeitskraft jedoch aufgehoben! Wo die Rechtsordnung nicht Freiheit der Berufswahl, des Wohnsitzes und Arbeitsplatzes, Koalitionsfreiheit und weitere Freiheitsrechte garantiert, da ist diese Freiheit eingeschränkt. Privateigentum an den sachlichen Produktionsmitteln Kapital, Grund und Boden besteht nicht überall. Die kommunistischen Länder haben es weitgehend abgeschafft. Wo Boden und Kapital ausschließlich dem Staat gehören,

können zwar, funktionell gesehen, Zins und Grundrente auch entstehen, doch fließen sie hier nicht einzelnen zu, sondern dem Staate. Ist Privateigentum an Kapital und Boden grundsätzlich zugelassen, so hängt die Rolle, welche die Einkommensarten Zins und Grundrente in Volkswirtschaft und Gesellschaft spielen, von der Verteilung des Eigentums an diesen Produktionsmitteln ab. Ist es in den Händen weniger konzentriert, so liegt die Gefahr nahe, daß sie zum sozialen Zündstoff werden. Hier wird der wechselseitige Zusammenhang zwischen Eigentumsverteilung und Einkommensverteilung sichtbar: Über die Nutzung seiner eigenen Arbeitskraft hinaus kann nur derjenige Einkommen beziehen, der unmittelbar (z. B. als Hausbesitzer oder Besitzer von Produktionsmitteln) oder mittelbar (z. B. als Besitzer von Sparguthaben und Wertpapieren) über Eigentum verfügt. Auf der anderen Seite kann (von Sonderfällen wie Erbschaft, Schenkung, Lotteriegewinn abgesehen) Eigentum nur durch Ersparnisbildung aufgebaut werden, und sparen kann nur, wer über den Existenzbedarf hinaus ein ausreichend hohes Einkommen hat. Die Entwicklung der Eigentumsverhältnisse in der Bundesrepublik ist bisher dadurch gekennzeichnet, daß die Vermögensakkumulation in der öffentlichen Hand und bei den Unternehmen den Zuwachs bei den privaten Haushalten überwiegt. Bund, Länder, Kreise, Gemeinden nehmen aus Haushaltsmitteln bedeutende Investitionen im Verkehrswesen, in öffentlichen oder gemischtwirtschaftlichen Unternehmen, im Bildungswesen, im sozialen Wohnungsbau vor; werden diese aus dem Steueraufkommen finanziert, so vollzieht sich die Vermögensbildung bei der öffentlichen Hand. Unternehmen, die ihre Gewinne nicht ausschütten, sondern sofort wieder investieren, sammeln ebenfalls Vermögenswerte an. Demgegenüber hat sich die Eigentumsbildung in Privathand, vor allem bei den Arbeitnehmern, bisher noch nicht im wünschenswerten Maße entwickelt.

Eine Wirtschaftspolitik, die langfristig die gegebene Verteilung der Einkommen ändern will, muß bestrebt sein, die Bildung von Ersparnissen in der Hand der bisher Besitzlosen zu begünstigen.

IV. Wie kann die bestehende Verteilung geändert werden?

Maßstäbe gerechter Verteilung

Die gegenwärtig gegebene Verteilung der Einkommen kann sinnvoll nur geändert werden, wenn sich die Änderung am Leitbild einer „besseren“, „gerechteren“ Verteilung ausrichtet. Einen objektiven Maßstab dafür, was die beste Verteilung sei, gibt es nicht. Die verschiedensten Gruppen erheben Ansprüche auf einen möglichst großen Anteil am Volkseinkommen und halten ihre Forderung für gerecht. In drei Punkten besteht heute aber weitgehende Übereinstimmung der Meinungen:

1. Die Staatsgewalt soll keiner der rivalisierenden Gruppen ausgeliefert sein, sondern über ihnen stehen und einen Ausgleich der Ansprüche herbeizuführen suchen.

2. Eine gerechte Verteilung liegt dann nicht vor, wenn für Teile der Gesellschaft das Kulturminimum nicht gesichert ist.

3. Die Verteilung soll die Leistung, die einzelne und Gruppen zur Entstehung des Sozialpro-

dukts beitragen, berücksichtigen. Die Forderung „gleicher Lohn für gleiche Leistung“ ist allerdings so lange nicht zu realisieren, wie ein Maßstab zur Messung verschiedenartiger Leistung fehlt. Soll es auf die subjektive Anstrengung ankommen, auf den sittlichen Wert oder auf die vom Markt bewertete Leistung? Die Marktwirtschaft orientiert sich im wesentlichen an der letzteren. Wird das Entgelt für „bessere“ Leistung aus „sozialen“ Gründen, z. B. durch Steuerprogression, zu stark eingeschränkt, so kann der Leistungswille Schaden nehmen. Läßt man die Leistung allein entscheiden, so kommen diejenigen zu kurz, die infolge Alter, Krankheit, Invalidität und aus ähnlichen Gründen nicht oder nicht mehr leistungsfähig sind.

Mittel staatlicher Einkommenspolitik

Es ist kaum eine wirtschaftspolitische Maßnahme denkbar, die nicht mittelbar Wirkungen auf die Einkommensverteilung hat. Verstehen wir unter Einkommenspolitik nur solche Maßnahmen, die bewußt auf die Verteilung und Schichtung der Einkommen einwirken wollen, so können wir folgende Ansatzpunkte unterscheiden:

Im marktwirtschaftlichen Prozeß bilden sich die Einkommen zunächst – ohne direkte Einwirkung des Staates – auf dem Markt, der die Leistungen der Faktoren bewertet. Der Staat versucht, diese Primärverteilung zu verändern, also die Einkommen schon an der Wurzel ihrer Entstehung zu beeinflussen. Er verhindert z. B. Monopole durch Ordnung des Wettbewerbs. Er verbessert bewußt die Startchancen einzelner Gruppen. Die Festsetzung von Agrarzöllen verbessert z. B. die Startchancen der Landwirte; Bestimmungen über die Vergabe öffentlicher Aufträge können die Startchancen bestimmter Wirtschaftszweige oder Regionen (z. B. Berlins) oder Schichten (Kleinbetriebe, Mittelstand) verbessern.

Eine Änderung der Primärverteilung liegt auch vor, wenn zur gleichmäßigeren Verteilung der Besitzeinkommen die Bildung von Eigentum in Arbeitnehmerhand gefördert wird. In diesem Zusammenhang wird u. a. auch die Forderung vertreten, den Arbeitnehmern neben einem Barentgelt, das der Empfänger verbrauchen kann, einen Investivlohn zu gewähren; der nicht ausbezahlt wird, sondern sie an der Kapitalinvestition beteiligt, und der steuerlich begünstigt wird.

Zu beachten ist dabei, daß jegliche Förderung der Eigentumsbildung nur langfristig wirken kann und daher eine Stetigkeit der wirtschaftspolitischen Ziele und Maßnahmen über Jahre hinweg voraussetzt. Zu beachten ist außerdem, daß derartige Maßnahmen die schon bestehenden Vermögen nicht angreifen, sondern nur die Bildung künftig neu entstehender Vermögen beeinflussen.

Die weitaus bedeutsamste und weitgehend angewandte Form staatlicher Einkommenspolitik besteht darin, daß man die Einkommen zunächst im marktwirtschaftlichen Prozeß entstehen läßt und dann Einkommensteile auf andere Personen überträgt (Umverteilung, Redistribution, Transfer). Es wird übertragen von den Gesunden auf die Kranken, von den Beschäftigten auf die Erwerbslosen, von den Erwerbsfähigen auf die Alten und Invaliden, von den Einzelpersonen auf die Familien, ganz allgemein von den einkommensstarken auf die einkommensschwachen Gruppen. Die Empfänger höherer Einkommen werden mit direkten Steuern stärker belastet; die Schwachen werden weniger belastet und erhalten zusätzlich auf dem Wege über die Sozialversicherung oder durch besondere Förderungsmaßnahmen wie Kindergeld, Wohlfahrtsunterstützung, Studienförderung,

Lastenausgleich, sozialer Wohnungsbau umverteiltes, abgeleitetes Einkommen.

Der Kampf der Tarifpartner im Gefüge einer wachsenden Wirtschaft

Auseinandersetzungen um die Tarifföhne zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften haben wegen der großen Zahl der unmittelbar Betroffenen große Bedeutung für die gesamtwirtschaftliche Entwicklung. Wenn die Gewerkschaften höhere Löhne fordern, so führen sie dafür folgende volkswirtschaftliche Begründungen an:

1. Wenn die Preise für die Güter und Dienstleistungen der Lebenshaltung steigen, sind nominelle Lohnerhöhungen erforderlich, um die Reallöhne auf gleicher Höhe zu halten.

2. Wenn das Sozialprodukt wächst, so sollen die Lohnempfänger einen angemessenen Anteil am Zuwachs haben.

3. Auch ohne gestiegene Preise und ohne Wirtschaftswachstum können Lohnerhöhungen gefordert werden mit dem Ziel, den Anteil der Lohnempfänger am Sozialprodukt zu Lasten anderer Gruppen zu erhöhen.

Wer im Einzelfall über die Berechtigung von Lohnforderungen urteilen will, muß einige volkswirtschaftliche Überlegungen anstellen:

1. Auf das Sozialprodukt erheben neben den Lohnempfängern alle übrigen Bezieher privater Einkommen Anspruch, dazu die Unternehmen und der Staat – wenn wir von Exportüberschüssen hier absehen. Soll das Preisgefüge stabil erhalten werden, so müssen sämtliche Ansprüche mit dem insgesamt verfügbaren Güterangebot abgestimmt werden. Die Erhaltung des Geldwertes hängt also zwar auch, aber keineswegs allein von den lohnpolitischen Entscheidungen der Tarifpartner ab.

2. Wenn der überwiegende Teil aller Lohnerhöhungen in den Konsum fließt, kann die richtige Höhe der Lohnsteigerungen nicht am Zuwachs des gesamten Sozialprodukts gemessen werden, sondern nur an dem Teil, der für den inländischen Privatverbrauch zur Verfügung stehen soll. Wachsen Investitionen, Staatsverbrauch oder Exportüberschuß schneller als die Erzeugung von Verbrauchsgütern, so kann eine Lohnerhöhung, die sich allein am Anwachsen des Sozialprodukts orientiert, zu Preissteigerungen führen. Dies muß jedoch nicht unbedingt so sein, insbesondere dann nicht, wenn das Mehreinkommen ganz oder teilweise gespart wird.

3. Erhöhte Lohneinkommen können, wenn sie wiederum in den Konsum fließen, ihren Empfängern einen zeitweiligen Vorteil gegenüber anderen Gruppen verschaffen. Sie allein können aber die bestehende Einkommensverteilung nicht nachhaltig verändern. Dies wird mit einiger Sicherheit erst eintreten, wenn die Lohnempfänger wesentliche Einkommensteile sparen.

4. Langfristige Investitionen, besonders für die wirtschaftliche Infrastruktur und das Bildungswesen, schlagen sich zunächst nicht in einer Erhöhung des verfügbaren Konsumgüterangebots nieder. Trotzdem sind solche Investitionen langfristig die Vorbedingung weiteren Wachstums und damit auch für Lohnsteigerungen.

Dieser Vorabdruck wurde auszugsweise dem Schulbuch „Wirtschaft – ein Entscheidungsbereich“ entnommen, das in Kürze in den Verlagen Diesterweg und Oldenbourg erscheinen wird. Verfasser: Dr. Dr. Hans Joachim Störig. Copyright: Robert Pfützner GmbH, München

Steuern sparen Vermögen bilden

Wer unter unseren Belegschaftsmitgliedern Steuern sparen und Vermögen bilden will, sollte nicht darauf verzichten, im April dieses Jahres die Abschlußrate der Ertragsbeteiligung vermögenswirksam anzulegen. Nach dem 2. Vermögensbildungsgesetz können von der Ergebnisbeteiligung (Abschlußrate und Weihnachtsgeld) oder vom laufenden Arbeitseinkommen bis zu 312 DM (bei mehr als zwei Kindern 468 DM) im Jahr lohnsteuerfrei und frei von Sozialversicherungsbeiträgen gespart werden. Das Geld ist nach dem Sparprämien-gesetz oder dem Wohnungsbauprämien-gesetz anzulegen oder muß zum Bau, zum Erwerb oder zur Entschuldung eines Familienheimes verwendet werden.

Belegschaftsmitglieder, die vermögenswirksam sparen wollen, schließen zunächst einen Sparprämienvertrag oder einen Bausparvertrag ab, wenn sie einen entsprechenden Vertrag noch nicht haben sollten. Dann ist der nebenstehend abgedruckte und als Muster von uns ausgefüllte Antrag, der in jedem unserer Werke und Gesellschaften ausgegeben wird, auszufüllen und bei der zuständigen Stelle im Betrieb abzugeben. Außer dem Namen und der Anschrift ist anzugeben, ob der Betrag von der Abschlußrate oder vom laufenden Arbeitseinkommen gespart werden soll. Ist die Anlageform angekreuzt, die Konto-Nummer beim Sparinstitut angegeben und der Vordruck unterschrieben, ist die Schreibaarbeit erledigt. Eingehendere Angaben sind allerdings erforderlich, wenn das Geld zum Bau, zum Erwerb oder zur Entschuldung eines Familienheimes verwendet werden soll. Ausführliche Erläuterungen über die Vergünstigungen bei den verschiedenen Anlagemöglichkeiten enthält der Vordruck auf der Rückseite. Das 2. Vermögensbildungsgesetz, das am 1. April des vergangenen Jahres in Kraft trat, bietet gegenüber dem 1. Vermögensbildungsgesetz weitere Verbesserungen und Erleichterungen. So kann man zum Beispiel jetzt so gleich nach dem Eintritt in den Betrieb vermögenswirksam sparen und braucht nicht erst ein Kalenderjahr dem Betrieb anzugehören, wie das nach dem 1. Vermögensbildungsgesetz erforderlich war. Außerdem besteht die Möglichkeit, auch vom laufenden Arbeitseinkommen zu sparen.

Vermögensbildung lohnt sich

Die vermögenswirksam angelegten Beträge sind lohn- und kirchensteuerfrei und beitragsfrei zur Sozialversicherung. Wird das Geld nach dem Sparprämien-gesetz oder nach dem Wohnungsbauprämien-gesetz angelegt, so erhält der Sparer zusätzlich noch erhebliche Sparprämien. Wird die Jahresrate der Ergebnisbeteiligung in bar ausgezahlt, dann sind beispielsweise folgende Abzüge zu entrichten:

Abschlußrate	312 DM
Davon Abzüge:	
Lohnsteuer (im allgemeinen 19 v. H.)	60 DM
Kirchensteuer	
(10 v. H. der Lohnsteuer)	6 DM
	246 DM
Arbeitnehmerbeiträge zur Sozialversicherung etwa	39 DM
Von den 312 DM werden somit in diesem Fall bar ausgezahlt:	207 DM

Die „Ersparnis“ an Sozialversicherungsbeiträgen ist allerdings nicht ganz echt, da den geringeren Beiträgen bei späterer Inanspruchnahme auch geringfügig niedrigere Leistungen aus der Sozialversicherung gegenüberstehen. Die Abzüge an Steuern und Sozialversicherungsbeiträgen hängen sehr von der Höhe des Einkommens und vom Familienstand ab. Im allgemeinen liegen die Abzüge für Steuern höher und die für Sozialversicherungsbeiträge niedriger als in unserem Beispiel. Wird dagegen der Betrag von 312 DM vermögenswirksam nach dem Sparprämien-gesetz angelegt, so ergibt sich nach fünf Jahren:

Abschlußrate	312 DM
+ Sparprämien (z. B. bei ein bis zwei Kindern 22 v. H.)	69 DM
+ Zins- und Zinseszins insgesamt	111 DM
	492 DM

Während dem Belegschaftsmitglied bei Barauszahlung von den 312 DM nur 246 DM zugute kommen, verfügt es bei vermögenswirksamer Anlage nach fünf Jahren mit 492 DM über den

doppelten Betrag. Bei höheren Einkommen führt die Progression der Lohnsteuer zu wesentlich größeren Steuerabzügen, so daß bei vermögenswirksamer Anlage nach fünf Jahren der zweieinhalbfache oder sogar der dreifache Betrag als bei Barauszahlung zur Verfügung stehen kann. Dabei beträgt die Sperrfrist bei Ratensparverträgen im Durchschnitt nur gut drei Jahre, denn nach fünfjähriger Sparzeit darf man bereits ein Jahr später den gesamten angesparten Betrag abheben. Schließt man alljährlich einen allgemeinen Sparvertrag über 312 DM ab, dann kann man nach fünf Jahren jedes Jahr mindestens über den doppelten Betrag als bei Barauszahlung verfügen. Spart man jedes Jahr 312 DM und erhält jeweils 25 v. H. Sparprämie, so hat man bei 5 v. H. Zinsen mit Zins und Zinseszins nach zwanzig Jahren über 13000 DM und nach 40 Jahren einen Betrag von 48000 DM zusammengespарт.

12,5 v. H. unserer Mitarbeiter haben sich beteiligt

Diese Vorteile des neuen Vermögensbildungsgesetzes haben bereits im vergangenen Jahr viele Belegschaftsmitglieder erkannt und genutzt. Allein im letzten Jahr hat sich die Beteiligung gegenüber dem Vorjahr verdoppelt. Während im Jahre 1964 erst 3270 unserer Belegschaftsmitglieder vermögenswirksam sparten, waren es im vergangenen Jahr bereits 6107 Arbeiter und Angestellte = 12,5 v. H. der Belegschaft. Allerdings machen noch wesentlich mehr Angestellte als Arbeiter von den Vergünstigungen des Vermögensbildungsgesetzes Gebrauch: Von zwanzig Angestellten sparten im Jahre 1965 acht, dagegen von zwanzig Arbeitern nur einer. Wir sind aber davon überzeugt, daß in Zukunft immer mehr Belegschaftsmitglieder vermögenswirksam sparen und damit die vom Gesetzgeber gewährten Vorteile nutzen werden.

Antrag zur vermögenswirksamen Anlage von Arbeitseinkommen

(Hoesch Gesellschaft)
An die
Hoesch AG
Walzwerke Hohenlimburg
Hohenlimburg

Belegstammhaltig
Name, Vorname **Jandorf, Heinz**
Wohnort **Hohenlimburg**
Feld Straße **47**
Stamm-Nr. **1528** Abt. _____

Ich beantrage, vermögenswirksam anzulegen:

I. von der Ergebnisbeteiligung gemäß Betriebsvereinbarung vom 19. Februar 1964

☒ die Abschlußrate ¹⁾ in Höhe von _____ DM **312,-** ²⁾
☐ die Weihnachtsgeldrate ¹⁾ in Höhe von _____ DM _____ ²⁾
jeweils einmalig im laufenden Kalenderjahr ☒
jeweils bis auf Widerruf alljährlich ☐

II. von meinem Arbeitseinkommen ¹⁾

einmalig im Monat _____ 196 _____ DM _____
jährlich im Monat _____ DM _____
monatlich gleichbleibend ab Monat _____ 196 _____ DM _____
Von dem Betrag sind jährlich steuerfrei _____ DM **312,-**

Als Anlageform wähle ich

☒ 1. die Anlage nach dem Spar-Prämien-gesetz ¹⁾ ²⁾
(Bei Ratensparverträgen: der Vertrag hat eine Laufzeit bis zum _____ ³⁾)
☐ 2. die Anlage nach dem Wohnungsbauprämien-gesetz ¹⁾ ²⁾
(Der Vertrag hat eine Laufzeit bis zum _____ ³⁾)
☐ 3. die Verwendung für den Bau, den Erwerb oder die Entschuldung eines Eigenheims, eines Kaufeigenheims, einer Kleinstiedung oder einer eigengenutzten Eigentumswohnung im Sinne des Ersten oder Zweiten Wohnungsbaugesetzes (nach 1950 erbaut). ¹⁾
(Es handelt sich um eine Leistung auf die Bauförderung – auf den Kaufpreis – zur Tilgung und Verzinsung eines Baudarlehens (z. B. Hypothek oder Grundschuldentfernung) ²⁾ – eines Eigenheims – eines Kaufeigenheims – einer Kleinstiedung – einer eigengenutzten Eigentumswohnung – ³⁾)
in _____ Straße Nr. _____ eingetragen auf den Namen von _____
in Grundbuch von _____ Band _____ Blatt _____
Ich bestätige mich, durch Vorlage von Urkunden nachzuweisen, daß die Leistung vermögenswirksam zum Bau, zum Erwerb oder zur Entschuldung meines öffentlich geförderter oder staatserhaltener Eigenheims oder im Sinne des Ersten oder Zweiten Wohnungsbaugesetzes verwendet werden ist.
Ich bitte, den obigen Betrag zur Tilgung des zur vom Arbeitgeber gewährten Baudarlehens zu verwenden. Der Betrag soll als zusätzliche Tilgung / sonst zusätzliche Tilgung ¹⁾ dem _____
Darlehenszins Nr. _____ eingeschrieben werden.

Ich bitte, den vermögenswirksam angelegten Betrag nach der angekreuzten Anlageform zu überwiesen an
Konto Nr. **1525** bei der **Sparbank** in **Hohenlimburg**
zu Gunsten von **persönlich**
(Personen oder Familien und Name des Empfängers, des Kindes oder der Angehörigen 3. Grades)
Einen Rücktritt von diesem Vertrag werde ich der Personalabteilung bis zum letzten Tag eines Monats für den nächsten Monat schriftlich anzeigen.
Hohenlimburg den **25.3.** 1966 **Heinz Jandorf**
Einkaufsleiter

1) Zutreffendes ankreuzen und ausfüllen.
2) Belegschaftsmitglieder, die die gesamte Abschlußrate / Weihnachtsgeldrate sparen wollen, tragen bitte das Wort „gesamt“ an.
Sollte die Abschlußrate / Weihnachtsgeldrate niedriger sein als der angegebene Betrag, so wird die gesamte Abschlußrate / Weihnachtsgeldrate zur vermögenswirksamen Anlage überwiesen.
3) Nichtzutreffendes streichen.
4) Wir bitten, eine rechtzeitig vor Ablauf des Vertrages mitzuteilen, ob die Zahlung eingeleitet werden soll oder ob ein neuer Vertrag abgeschlossen wird.

Erläuterungen Rückseite Blatt 2



PREMIERE IN DORTMUND



Ein Gang durch das neue Theater am Hiltropwall

Die Dortmunder haben „ihr Theater“ wieder. Über zwanzig Jahre hatten sie warten müssen, bis sich zum ersten Male in einem neuen „großen Haus“ wieder der Vorhang hob. 1943 waren die ersten Bomben auf das Stadttheater am Hiltropwall gefallen, 1944 wurde der Rest zerstört. Sechs Jahre später konnte im neu erbauten „kleinen Haus“ neben den Resten der Grundmauern wieder gespielt werden, und weitere vier Jahre später schrieb der Rat der Stadt einen Architekten-Wettbewerb für ein neues Theater aus.

Zwölf Jahre sind seitdem vergangen. Schon diese lange Zeitspanne läßt erkennen, was es für die Stadtväter bedeutete, trotz der manchmal bedrückenden Fülle von Aufbauarbeiten tief in den Stadtsäckel zu greifen und den Bau von der ersten Planung über heftig diskutierte Entwürfe hin bis zur Vollendung voranzutreiben, um dem kulturellen Leben dieser Stadt eine neue Mitte zu geben.

Die Stunden der festlichen Eröffnung am 3. März führten den Blick zurück in die Nachkriegszeit, in denen Schauspieler und Musiker nicht etwa müßig warteten, bis die Oper wieder auf großer Bühne inszeniert werden konnte. Noch vor 1950, als sich vor 650 Plätzen im „kleinen Haus“ der Vorhang hob, hatte man in einem Saal in Marten auf unzulänglicher Bühne gespielt und 1947 in der Aula der Pädagogischen Akademie eine Interimbühne eingerichtet. 1958 zog das Schauspiel in die Aula des Käthe-Kollwitz-Gymnasiums am Ostwall um.

Jetzt standen die Künstler vor der ebenso großen wie schönen Aufgabe, ein Haus zu über-

nehmen und es mit Leben zu füllen, das in kühner Konstruktion, in architektonisch schönen Formen, in imponierender Größe und ausgestattet mit allen Feinheiten moderner Theater-technik die Voraussetzungen für eine neue, verheißungsvolle Epoche im Dortmunder Theaterleben birgt.

Die ersten Besucher aber können sich nicht nur auf ein Haus freuen, das Schönheit und Zweckmäßigkeit miteinander verbindet, sie können auch sagen: Wir sitzen unter einer Kuppel, für die es nichts Vergleichbares gibt! Die Stadtväter hatten sich vom Mut der Architekten mitreißen lassen, als sie vor einem Entwurf standen, bei dem das Zuschauerhaus vor dem bühnentechnischen Gebäude von einer auf drei Punkten gelagerten Stahlbetonschale überdacht wurde.

Diese außergewöhnliche Konstruktion, die von allem Herkömmlichen abweicht, gibt dem neuen Dortmunder Theater das unverwechselbare Gesicht. In dem konsequent durchgehaltenen Gegensatz zwischen dem strengen Block des Bühnenhauses und dem Zuschauerhaus unter dem geschwungenen Kugelausschnitt ging das nüchterne Zweckdenken und die baukünstlerische Phantasie eine glückliche Bindung ein. Die Architektengemeinschaft Dr. Heinrich Rosskotten, Professor Edgar Tritthart und Dipl.-Ing. Frisch hatten vor der nicht alltäglichen Aufgabe gestanden, den neuen Theaterbau an das vorhandene „kleine Haus“, in dem auch weiterhin das Schauspiel seinen eigenen Platz behalten soll, unmittelbar anzuschließen. Um beide Häuser wirtschaftlich führen zu können, sollten Werkstätten, Magazin, Versorgungsanlagen und Raum für die Verwaltung gemeinsam genutzt werden können.

Das Ergebnis war das große kubische Bühnenhaus und das davon abgesetzte Zuschauer-

haus. Gestern und heute: auf dem Gelände des alten Dortmunder Stadttheaters, das 1943 – erst vierzig Jahre alt – den Bomben zum Opfer fiel, entstand das neue Haus, das mit der kühnen Konstruktion der Stahlbetonschale über dem Zuschauerhaus ein unverwechselbares Gesicht erhielt.

Ein Beispiel aus den schmückenden Kunstwerken im Innern des Bauwerkes: die 44 Meter lange Trennwand zwischen Kassenhalle und Foyer aus gewölbten Stahlelementen mit angeschliffenen Glasflächen. Die Stahlwand, ein Sinnbild der Dortmunder Wirtschaft und der Dortmunder Stahlerzeugung, ist eine Stiftung der Hoesch AG.

haus. Durch diese architektonische Trennung und durch die verblüffende Dachform über den weiten, in Glas aufgelösten Wandflächen des Zuschauerhauses fand sich eine einmalige, nur dem Dortmunder Theater eigene bauliche Lösung.

1160 Plätze

Der motorisierte Besucher erreicht die Kassenhalle aus der daruntergelegenen zweigeschossigen Tiefgarage mit 390 Parkplätzen. Die Kassenhalle, die in den Pausen auch als Raucherfoyer dient, ist vom Hauptfoyer durch eine gewellte Stahl-Glas-Wand getrennt. Dann öffnet sich das große Sechseck des Zuschauerraumes. Das amphitheatralisch ansteigende Parkett und die beiden Ränge in gestaffelten, logenartigen Balkonen lassen auf den ersten Blick kaum vermuten, daß hier 1160 Plätze untergebracht sind. Die weiteste Entfernung von der Bühne beträgt dabei nur 32 Meter! Der Blick auf die Bühne geht über den Orchestergraben, in dem achtzig Musiker Platz haben. Die beiden Podien können



bis zur Bühnenebene hochgefahren und beim Schauspiel als Vorbühnenzone benutzt werden.

Moderne Bühnentechnik

Die Bühnenanlage ist – fast möchte man sagen: natürlich – mit den modernsten theatertechnischen Einrichtungen versehen. An die Hauptbühne von 19x25 Metern schließen sich eine Hinterbühne und zwei Seitenbühnen an. Über Bühnenwagen und Drehscheibe ragt der 25 Meter hohe Schnürboden auf. Nicht weniger als 320 Scheinwerfer lassen sich von einer Lochkartensteuerung bedienen. Zwei Beleuchterbrücken liegen in der Decke des Zuschauerraumes. Zu den „raffinierten“ elektroakustischen Anlagen gehören 20 Lautsprecher, die Musik, Sprache und Effekte in die Bühne oder über die Köpfe der Zuschauer einspielen können. Wechselsprechanlagen und Funksprechgeräte dienen der Verständigung zwischen Beleuchtungs- und Bühnenmeistern. Eine Fernseh-anlage stellt die optische Verbindung zwischen Dirigenten, Musikern und Sängern hinter der Szene her. Rundfunk und Fernsehen haben für Direktsendungen eigene Anschlüsse.

säulenartige Freiplastik rieselt ein gleichmäßiger Wasserschleier. Die Eingangshalle betritt man durch Stahltüren mit geformter Oberflächenstruktur von Prof. Fritz Kühn, Berlin. Aus verwandten, gewölbten Stahlelementen mit angeschliffenen Glasflächen besteht die 44 Meter lange Kulissenartige Trennwand zwischen Kassenhalle und Foyer. Sie wurde von Hugo Kükelhaus, Soest, entworfen und ebenfalls von Prof. Kühn ausgeführt. Diese Wand gilt als besonders geglücktes Beispiel für ein enges Zusammenwirken von Architekt, Künstler und Kunsthandwerker.

Professor K. H. Dallinger, München, belebte den Gartenhof durch Mosaik. An den Wänden der Foyers hängen sechs Gobelins unterschiedlichen Formats. Je zwei von ihnen entwarf Professor Hubert Berke, Köln, Harry Fränkel, Dortmund, und Elisabeth Kadow, Krefeld. Einen zentralen Standort auf dem oberen Podest des mittleren Treppenaufgangs unter der Sichtbetonschale der Kuppelkonstruktion hat die Eisenskulptur „Apollon musagete“ – Apoll gleichsam als Führer der Musen – von Professor Rudolf Hoflehner, Wien/Stuttgart, einem der bekanntesten Metallbildhauer unserer Zeit.

Rathaus und im Kreuzgang des Katharinenklosters und gaben in Nachbarstädten die ersten Gastspiele. Das Kriegsende feierte man in einem achttägigen Festspiel. Sieben Tage dauerte noch 1653 eine „Tobias“-Komödie unter Leitung des Gymnasial-Prorektors. Ab 1800 kamen Schauspielregisseure mit ihren Wanderbühnen nach Dortmund. Während der französischen Besatzung gab es im Gildehaus das „Nationaltheater des ersten Gouvernements“. Dann machte Karl Kühn aus dem Saal des Schützenzeltes ein richtiges Theater für Reisebühnen. Der „Kühnsche Saal“ ist noch heute ein Begriff für die kulturellen Probleme der Stadt, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zur industriellen Großstadt dehnte. Damit wuchs auch der Wunsch nach einem eigenen Theatergebäude.

Vom alten Stadttheater zum neuen „großen Haus“

1865 baute ein Kaufmann seinen Zirkus an der Bornstraße zu einem Theater um, das bald bekannte Künstler aus aller Welt zu Gast hatte. Aber 1902 tat man schließlich den ersten Spa-

aus dem die älteren unter uns noch berühmte Namen aus Schauspiel und Oper zu nennen wissen. 1943 fielen dann die ersten Bomben. Über zwei Jahrzehnte sind seitdem vergangen. Nach den Jahren auf Behelfsbühnen, auf denen sich bestätigte, daß die Improvisation den schöpferischen Geist beflügeln kann, setzt das neue Haus einen neuen Höhepunkt im kulturellen Leben der Stadt. Die Hoffnung auf den Beginn einer glückhaften Epoche des Theaters ist auch die Hoffnung auf bleibende Faszination der Kunst in einer Stadt, deren Menschen immer von neuem in Stunden der Freude oder der inneren Sammlung und geistigen Auseinandersetzung Kraft schöpfen wollen für den Alltag mit seiner zunehmenden Anspannung bei der Arbeit.

„Eine Stätte der Begegnung“

In der Festschrift zur Eröffnung ruft Oberbürgermeister Dietrich Keuning die Bürger der Stadt dazu auf, das neue Haus zu einer Stätte der Begegnung werden zu lassen. In seinem Grußwort heißt es: „Dortmund ist um ein städtebauliches und zugleich um ein künstle-

risches Wahrzeichen reicher geworden. Mit der Vollendung des neuen Theaters sind wir dem Ziele nähergerückt, das auch bislang unsere kulturpolitische Arbeit bestimmte. Rat und Verwaltung der Stadt fühlen sich verpflichtet, den Wunsch der Bevölkerung nach geistiger Auseinandersetzung und musischer Bildung zu fördern und zu erfüllen.

Den Menschen „aufzuschließen“ für das Schöne und Gute, aber auch für die Erkenntnis von Wahrheiten, die nicht immer freundlich, und von Notwendigkeiten, die nicht immer bequem sind – das ist die vornehmste gesellschaftliche Funktion des Theaters in unserer Zeit. – Theater ist Spiel. Zwar kann es unsere Probleme nicht „spielend“ lösen, aber es ermöglicht uns, diesen Problemen im Spiel mit größerer Freiheit und Unbefangenheit zu begegnen. Es ist der Ort, wo Spielregeln unseres Zusammenlebens überschaubar werden. Das Theater soll, wie alle Künste, Bestandteil unseres Lebens sein, einen würdigen Platz in seinem Rhythmus einnehmen und ihm viele glanzvolle Höhepunkte schenken. Das Haus mit Leben zu erfüllen, es zu einem unwiderstehlichen Anziehungspunkt „der ver-

edelnden Künste“ – wie es am alten Theater zu lesen war –, des Geistes und der Freiheit zu machen, ist unsere ständige Aufgabe. Dazu sind die Künstler, dazu sind wir alle aufgerufen.“

Ein paar Schnappschüsse aus den ersten Proben im neuen Haus

1 Generalmusikdirektor Wilhelm Schüchter am Dirigentenpult

2 Fritz Wolter, Dramaturgie (links), und Rolf Schneider, künstlerischer Leiter des Schauspiels, in einer Regiebesprechung

3 Die Fastnachtsszene aus „Leben des Galilei“ von Bertolt Brecht wird unter der Regie von Walter Czakke geprobt; links Edwin Dorner, in der Mitte Jean Soubeyran, Choreographie, rechts Ruth Kessler

4 Ivonne Cianella und Alfred Winkler in einer Szene aus der Dortmunder Erstaufführung der Oper „Mathis der Maler“ von Paul Hindemith



Kunst und Kunsthandwerk

Von der Technik wieder zur Kunst. Beim ersten Gang durch das neue Haus wird dem aufmerksamen Betrachter deutlich, daß die beherrschende Dreipunkt-Konstruktion des Schalendaches auch den Rhythmus der schmückenden Kunstwerke in und am Neubau bestimmen. Dreieck und Sechseck kehren mehrfach wieder. Von den schmückenden Kunstwerken fällt auf dem Vorplatz zunächst der „Gliederurm“ von Günter F. Ries, Oberplein, ins Auge. Über die

600 Jahre Theater in Dortmund

Mit dem 3. März dieses Jahres begann ein neues Blatt der Theaterchronik der Stadt. Über sechs Jahrhunderte spannt sich der Bogen von den Mysterienspielen der Reinoldschule in der Kirche oder dem „St.-Jürgen-Spiel“ auf dem alten Marktplatz bis heute. Im Mittelalter wetteiferten die Handwerkszünfte als Darsteller auf dem Markt, dann gab 1543 das Gymnasium neue humanistische Impulse. Bis zum Dreißigjährigen Krieg spielten Professoren und Studenten im

▲ Ein Blick in den Zuschauerraum mit seinen 1160 Plätzen: Über dem Parkett erheben sich in zwei Rängen die gestaffelten Balkone

tenstisch für das Haus am Hiltropwall nach den Plänen von Professor Martin Dülfer aus München. Der monumentale Bau faßte 1200 Personen. 1904 feierte man die Eröffnung mit Wagners „Tannhäuser“. Nur unterbrochen durch den ersten Weltkrieg, entwickelte sich über vierzig Jahre hin ein eigenständiges Theaterleben,



Die Eröffnungsspielzeit von März bis Juli 1966

Oper im großen Haus:

Der Rosenkavalier (Richard Strauss)
Der Troubadour (Giuseppe Verdi)
Mathis der Maler (Paul Hindemith)
Die Zauberflöte (W. A. Mozart)

Operette:

Der Zigeunerbaron (Johann Strauß)
Gräfin Mariza (Emmerich Kálmán)

Schauspiel im großen Haus:

Leben des Galilei (Bertolt Brecht)
Becket oder die Ehre Gottes (Jean Anouilh)

Schauspiel im kleinen Haus:

Der schwarze Schwan (Martin Walser)
Nathan der Weise (G. E. Lessing)
Die schöne Lügnerin (Scheu/Nebhut)
Das schwedische Zündholz (M. u. A. Radok)
Antigone (Jean Anouilh)
Der Blumenweg (Valentin Katajew)

SPRECH- STUNDE FÜR GESUNDE

Wer rastet, der rostet

Der Werksarzt hat das Wort zu diesen zehn Themen:

- 1 Wer rastet, der rostet
- 2 Richte dich nach der inneren Uhr
- 3 Jeden Tag einmal schwitzen
- 4 Freude und Gesundheit sind Geschwister
- 5 Manches ginge besser, wenn wir mehr gingen
- 6 Iß das Natürliche so natürlich wie möglich
- 7 Der Mensch ist keine Maschine
- 8 Herr im Hause bleiben! (Nikotin und Alkohol)
- 9 Jeder braucht Freunde und Nachbarn
- 10 Geh rechtzeitig zum Arzt

Jedes Organ und jede geistige Fähigkeit müssen ständig geübt werden. Nur so lassen sich Leistungen erhalten und steigern. Unterbleibt eine solche Übung auch nur für kurze Zeit, dann tritt Rückgang und Verkümmern ein. Eingegipste Gliedmaßen werden in vier Wochen dürr und welk. Packt man einen trainierten jungen Mann bei bester Pflege und Kost für vier Wochen fest ins Bett, dann ist er nach dieser Zeit außerstande, auf seinen eigenen Füßen zu stehen. Ein stillgelegtes gesundes Gelenk schrumpft und versteift in wenigen Wochen. Dasselbe gilt für unser Herz, für die Atmung und für den Kreislauf.

Mangelnde Übung läßt verkümmern. Deshalb kann man sich auch von keiner Krankheit gesund schonen; Genesung ist Übung, tätiger Rückgewinn von Lebenskraft. Jeder von uns hat schwache Stellen – und gerade hier muß Übung einen Ausgleich schaffen. Wer eine Kette verstärken will, muß ihr schwächstes Glied verstärken. So etwas beginnt mit Selbstkritik – wo bin ich schwach? – und führt durch üben den Fleiß zum Erfolg. Nicht wenige sind durch zähen Kampf gegen ihre Schwächen zu Meistern geworden. Ein bekannter Professor der Augenheilkunde fand zu seinem Spezialgebiet, weil er zunächst in diesem Fach im Examen durchfiel und nach einem halben Jahr „Nachsitzen“ in der Augenklinik über die Prüfung hinaus weiter bei der Sache blieb.

Viele Spitzenschwimmer wurden wegen körperlicher Mängel und Haltungsfehler vom Arzt zum Schwimmen gebracht. Wer einseitig nur seine Stärke pflegt, wird mit



Mit dieser Seite beginnt eine Beitragsfolge, in der sich der Werksarzt an jeden von uns wendet. Er will nicht unbedingt „Neues“ sagen, denn im Thema Gesundheit stecken keine Sensationen. Bekanntes und auch weniger Bekanntes aber, mit unserer Arbeitswelt in Beziehung gesetzt, kann gewiß vielen Lesern ein Wegweiser zu bleibender Gesundheit sein. Gesundheit bedeutet nicht allein das Freisein von Krankheit, sondern ein allseitiges körperliches, geistig-seelisches und soziales Wohlbefinden. Der Mensch ist nicht nur Körper oder Materie im Sinne einer besonders komplizierten Maschine, er ist zugleich ein geistiges und beseeltes Wesen, und er ist Mitgeschöpf in seiner Umwelt zwischen Pflanze, Tier und Mensch. Körper, geistig-seelisches Wesen und Mitmensch sind in uns untrennbar ineinander verwoben. Wenn alle Seiten des Menschen wohlabgestimmt und miteinander in Einklang sind, dann besteht jene Harmonie, die man Gesundheit nennt. Gestörte Harmonie drängt uns vom Wohlbefinden ab, gröbere Störungen bedeuten Krankheit. Gesund bleiben heißt, solche Störungen, woher sie auch immer kommen mögen, tätig zu überwinden.



Gewißheit schief und krank. Der zum „Mister Welt“ gewählte Muskelprotz ist im Grunde ein armer Kerl. Es hat sich nämlich gezeigt, daß bei der einseitigen Produktion von Muskelknollen Atmung und Kreislauf böß im Rückstand bleiben – ein gewaltiges Auto mit zu kleinem Motor, durch Fehlübung gestörte Harmonie. Das Maß der Übung in allen Bereichen entscheidet darüber, wie weit unser Lebensraum sich dehnt. Kindheit und Jugend soll der Mensch damit zubringen, seine Anlagen zu entwickeln und sich in die Umwelt einzufügen. Das verlangt stetige Übung. Der Eifer unserer Kinder ist von Natur aus zäh und unermüdlich. Wer Kinder auf dem Spielplatz beobachtet, merkt bald, daß in diesem Spiel tiefer Ernst und Entfaltungsdrang steckt. Unzählige Versuche macht so ein kleiner Kerl, bis er sich endlich auf die Reckstange quält, bis der Kopfstand gelingt oder der Sprung über ein Hindernis. Glückselig genießt er das Gelingen. Er ist mehr geworden, gehört er doch jetzt zu denen, „die was können“.

Höchste Erziehungskunst ist es, diesen Entfaltungseifer lebendigzuhalten, zu lenken und nicht als lästig und störend zu unterdrücken. Auswendiglernen, Ratespiele und Rechenspiele machen den Geist geschmeidig, und über Märchen und Sagen wachsen Seele und Gemüt. Kinder sollen durch den Umgang mit Pflanze und Tier reif werden für den Umgang mit Menschen. Erste Kleinkinderbegegnungen im Sandkasten sind geprägt von der Sehnsucht nacheinander und von ebenso großem Mißverstehen. Sandkastenfreundschaften sind die Fundamente unserer Kontaktfähigkeit fürs ganze Leben.

Etwa mit dem 21. Lebensjahr, mit der Mündigkeit, sollte der zukünftige Lebensraum tätig erarbeitet sein. Ständiges Üben entscheidet darüber, wie lange wir diesen Raum als Erwachsene uneingeschränkt erhalten können. Übung allein schließlich kann das Schrumpfen dieses Lebensraumes im Alter verzögern.

Ein guter Kaufmann kennt sein Vermögen und weiß täglich, ob er gewinnt oder verliert. Auch Leben und Gesundheit sind ein Kapital. Seien wir doch auch hier gute Kaufleute. „Das habe ich dazugelernt“ bedeutet Gewinn, „das kann ich nicht mehr“ bedeutet Verlust. Tätiges lebenswertes Leben ist eine Kunst. Kunst verlangt Können, und Können erwächst nur aus Übung. Ständiges Mühen und Üben in der gesamten Daseinsbreite ist der Schlüssel zur Lebenskunst.



Merksatz nicht nur für Gesunde:

Übung kräftigt, mangelnde Übung läßt verkümmern.

50 JAHRE BEI UNS



Paul Winter

Am 29. Januar 1966 beging Paul Winter sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum im Kaltwalzwerk Nahmer der Hohenlimburger Walzwerke. Er hatte als Packer bei der Firma Boecker & Röhr, bei der schon sein Vater als Härter beschäftigt war, die Arbeit aufgenommen. Als Hoesch 1920 Boecker & Röhr erwarb, wurde Paul Winter an den Schmalbandgerüsten angelernt. Dann war er kurze Zeit in der Stahl-schmirgelei beschäftigt, bevor er 1929 in die Härtereie kam. Siebzehn Jahre arbeitete er nun in unserem Hohenlimburger Werk als Härter und danach weitere neunzehn Jahre als Stahlprüfer. Lange Wanderungen durch den Wald, der in der Stadt an der Lenne unmittelbar vor der Tür liegt, bringen ihm auch heute noch Erholung.



Wilhelm Voßnacke

Wilhelm Voßnacke, der am 6. März sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum beim Hoesch Bergbau beging, begann als Vierzehnjähriger auf Schacht Carl in Altenessen zu arbeiten. Nach dem Abschluß der dreijährigen kaufmännischen Lehre kam er zur Hauptverwaltung auf dem Gelände des alten Schachts Anna. Dort war er zunächst in der Registratur und im Lohnbüro beschäftigt, bis er 1921 zum Lohn- und Versandbüro der Zeche Heinrich überwechselte. 1929 wurde er auf Schacht Emil als Magazinverwalter eingesetzt. Nach siebzehn Jahren ging Wilhelm Voßnacke zur Registratur zurück, deren Leitung er seit zehn Jahren innehat. Wilhelm Voßnacke findet seine Erholung in der Natur. Ein großer Teil seiner Freizeit gehört aber auch dem Lesen und Fotografieren.



Emil Brinkmann

Als Vater Brinkmann das fünfzigjährige Arbeitsjubiläum bei Hoesch feierte, arbeiteten bereits sechs seiner Söhne im Werk. Einer von ihnen, Emil Brinkmann, begeht nun selbst am 1. April 1966 das gleiche Jubiläum. Emil Brinkmann nahm im Hauptmagazin die Arbeit auf und kam dann zur Gaszentrale. Hier lernte er drei Jahre Maschinist, war als Schalttafelwärter auf der Gleichstromschaltung, überwachte Gasdynamomaschinen und Gasgebläsemaschinen. Nach 26 Jahren wechselte er zur Abteilung Hochofen, und seit vier Jahren arbeitet er in der Werkstatt der Maschinenabteilung. Der Jubilar, dessen Sohn auch schon 25 Jahre zu Hoesch gehört, findet in seinem Garten den Ausgleich zur täglichen Arbeit.



Otto Wölki

Otto Wölki fing beim Hammerwerk von der Becke & Co., das ab 1912 zu Hoesch gehörte, als Laufbursche an. Sein Vater war bei von der Becke als Rangierer beschäftigt. 1918 wechselte Otto Wölki zur heutigen Westfalehütte. In der Lokabteilung arbeitete er zuerst als Rangierer, dann als Heizer. Von 1925 bis 1928 stand er als Maschinist an der Blockmaschine. In den Jahren danach fuhr Otto Wölki im Werkschiffen einen Kran. 1929 beaufsichtigte er die Seilbahn, auf der die Kohle zwischen den beiden Kaiserstuhlschächten transportiert wurde. Danach wechselte er zur Maschinenabteilung Hochofen, bei der er nun schon 34 Jahre als Maschinist tätig ist. In seinem Garten findet der Jubilar, der am 1. April 1966 sein Jubiläum feiert, Erholung und Entspannung.



Otto Achtermann

Otto Achtermann lernte Dreher, als er 1916 die Schule verließ. Diesem Beruf und der Westfalehütte ist er fünfzig Jahre treu geblieben: am 1. April 1966 feiert er sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum. Otto Achtermann war zunächst in der Mechanischen Werkstatt 25 Jahre als Dreher beschäftigt. Von 1941 bis 1942 arbeitete er in der Dreherei II des damaligen Preß- und Hammerwerks. Am 20. Februar 1942 wechselte er zur Lokwerkstatt über, wo er auch heute noch in seinem Beruf tätig ist. Otto Achtermann ist unter seinen Kollegen als Geflügelzüchter bekannt. In seinem Wohnzimmer beständigen Plaketten und Preise zahlreiche Erfolge auf diesem Gebiet.



Otto Ackermann

Schon Otto Ackermanns Vater erlernte bei der Maschinenfabrik Deutschland GmbH den Beruf des Drehers. Er selbst nahm am 1. April 1916 im kaufmännischen Büro die Arbeit auf, war eine Zeit im Magazin und später im Lohnbüro beschäftigt, wo er mit der Lohnermittlung betraut war. Zugleich nahm er sich der Betriebskrankenkasse an, der er von 1932 bis 1938 als Geschäftsführer vorstand. 1954 hat Otto Ackermann die Betreuungsstelle der Sozialabteilung übernommen. Am 1. April 1966 feiert er bei der MFD fünfzigjähriges Betriebsjubiläum. Die Mitarbeiter der Firma kennen und schätzen ihn nicht allein als Arbeitskollegen, sondern auch als Briefmarkensammler und Brieftaubenzüchter.



Heinrich Hilkenmeyer

Heinrich Hilkenmeyers Vater war als Feuerschmied bei der Maschinenfabrik Deutschland beschäftigt. Der Sohn fing im damaligen Eisen- und Stahlwerk Hoesch zu arbeiten an, wechselte aber nach elf Monaten im Walzwerksbüro zur MFD als Schlosserlehrling. Es folgten vier Lehrjahre, nach deren Abschluß Heinrich Hilkenmeyer bei der Abteilung Instandhaltung beschäftigt, bei der er 1956 Vorarbeiter wurde. Am 1. April 1966 feiert er sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum.



Wilhelm Wichmann

Wilhelm Wichmann, der am 3. April 1966 sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum begeht, ist in Dortmund geboren. Sein Vater war Bergmann auf unserer Zeche Kaiserstuhl. Wilhelm und zwei seiner Brüder fanden Arbeit im damaligen Eisen- und Stahlwerk Hoesch: alle drei nahmen die Elektrikerlehre auf. Wilhelm Wichmann war bis 1945 als Betriebselektriker auf der Westfalehütte beschäftigt. Als er im Kriege seine Wohnung verlor, zog er 1945 nach Hagen und wechselte in das Werk Grüntal der Schmiedag AG, wo er bis heute in seinem Beruf tätig ist. In der Freizeit beschäftigt sich Wilhelm Wichmann mit Kunstschmiedearbeiten. Außerdem fotografiert er gern.



Johannes Ruczinski

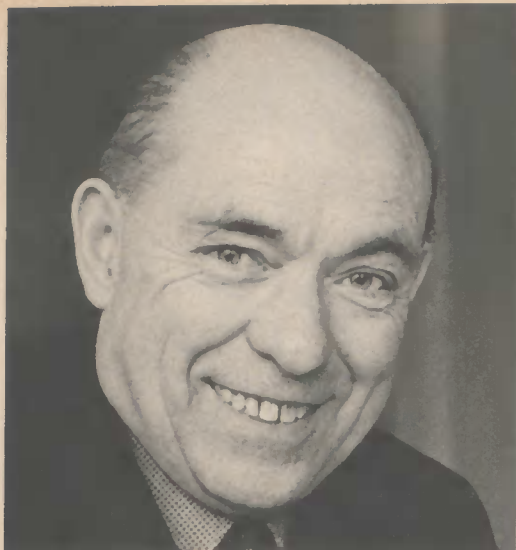
Am 3. April 1966 begeht Johannes Ruczinski das fünfzigjährige Arbeitsjubiläum bei der Westfalehütte. 1916 begann er die vierjährige Elektrikerlehre, nach deren Abschluß er als Betriebselektriker in den Siemens-Martin-Stahlwerken I und II und im Thomaswerk tätig war. 1926 wurde er als Betriebsmonteur bei der Lichtschweißerei eingesetzt. Später war er als Elektriker am Aufbau der Zementfabrik, des Kaltwalzwerkes und des Breitbandwalzwerkes beteiligt. Von 1941 an vertrat er den Meister, und 1955 wurde er selbst Elektromeister im Breitbandwalzwerk. Johannes Ruczinski, der sich durch Schwimmen und Wandern jung erhält, feiert am 25. März seinen 64. Geburtstag.



Karl Weber

Am 3. April 1916 nahm Karl Weber die Schlosserlehre auf. Er begann auf der Zeche Emscher in Altenessen zu lernen, wo sein Vater als Schlossermeister tätig war und den Sohn selbst in die Lehre nehmen konnte. Nach der Gesellenprüfung arbeitete Karl Weber bis 1935 als Schlosser über Tage. Dann verließ er die Werkstatt und wurde im Schacht und in den Revieren zur Wartung und Reparatur der Untertage-Maschinen eingesetzt. 1952 kam er ins Magazin, das er nun seit 1959 als Meister verwaltet. Am 3. April dieses Jahres steht Karl Weber fünfzig Jahre im Dienst des Hoesch Bergbaus. Ein zweites Jubiläum feiert er durch seine nunmehr fünfundzwanzigjährige Mitgliedschaft beim Gesangsverein Emil-Emscher.





Erich Loos

Erich Loos war schon mit dreizehn Jahren Lehrling bei der Maschinenfabrik Deutschland. Er wurde technischer Zeichner, beendete damit die Ausbildung aber nicht, sondern fügte noch die Lehre im Werkzeugmaschinenbau an. Ins Technische Büro der MFD zurückgekehrt, fertigte er Konstruktionsunterlagen für den Werkzeugmaschinenbau, bei dem er schließlich als Gruppenkonstrukteur tätig war. Viele Jahre hat Erich Loos in der Offertabteilung Angebotszeichnungen und die dazugehörigen Kalkulationen erstellt. Heute bereitet er die Unterlagen in Auftrag gegebener Ersatzteile vor. Erich Loos, der einer unserer jüngsten Jubilare ist – am 3. April 1966 feiert der 63jährige sein Arbeitsjubiläum –, findet in der Gartenarbeit den Ausgleich zur Berufsarbeit.



Alfred Dreischer

Alfred Dreischer, der am 4. April 1966 sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum begeht, nahm bei der Waggonfabrik Both & Tilmann, die 1921 zu Hoesch kam, die Arbeit auf. Er lernte drei Jahre Schlosser, wurde Geselle und Vorarbeiter. 1928 trat er in die Abteilung Kalkulation ein, in der er mit der Lohnermittlung betraut wurde. 1934 wechselte Alfred Dreischer zur Maschinenfabrik Deutschland. Hier arbeitete er im Weichenbau als Vorzeichner. Von 1939 bis 1945 war er Werkmeister, und heute ist unser Jubilar, der in seiner Freizeit Fische züchtet und sich mit der Pflege seines Gartens beschäftigt, wieder als Vorzeichner im Weichenbau tätig.



Andreas Schwarz

Am 4. April 1966 feiert Andreas Schwarz sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum bei der Maschinenfabrik Deutschland. Andreas Schwarz lernte vier Jahre Dreher und arbeitete bis 1930 im Werkzeugmaschinenbau. Dabei war er am Bau von ungezählten Hobelbänken, Ziehmaschinen, Fräsmaschinen und Radsatzdrehbänken beteiligt. Später wurde er mit der Montage fertiger Maschinen betraut, und heute prüft Andreas Schwarz, der zeitweise dem Betriebsrat des Werkes und der Vertreterversammlung der Betriebskrankenkasse angehörte, als Revisor Einzelanfertigungen. Sein Steckenpferd ist die Fotografie, die ihm viel Freude macht.



Johannes Nover

Am 15. April 1966 begeht Johannes Nover sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum bei der Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur in Dorsten. Bei seinem Vater, der die zecheneigenen Forstflächen bewirtschaftete, ging er in die Lehre. Nach dem Tode des Vaters übernahm er selbst – unter einem forstkundigen Berater – die väterliche Arbeit. In forstwirtschaftlichen Lehrgängen erwarb er weiteres Wissen, das ihn neben der Erfahrung seiner täglichen Arbeit nach einiger Zeit befähigte, die Revierförsterprüfung abzulegen. Neben seiner Tätigkeit als Förster tut Johannes Nover – vom Forstamt Münster eingesetzt – als Waldbrandbeauftragter Dienst.



Franz Wieser

Franz Wieser, der am 16. April 1966 sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum feiert, begann wie Otto Wölki im Hammerwerk von der Becke & Co. Er wechselte ebenfalls – 1919 – zur heutigen Westfalenhütte, bei der er in der Zuchterei II als erster Sägemann Beschäftigung fand. Von 1926 bis 1928 war er – zunächst als Hammer-schmied, danach als Verwieger – wieder bei von der Becke tätig. 1940 wurde er Betriebsschreiber. Zwischen 1950 und 1961 übte er dann auf der Westfalenhütte die Arbeit eines Verwiegens, Versandschreibers, Verladevorarbeiters und Betriebsvorarbeiters aus. Heute ist er als Tafelschreiber an der Feineisenstraße beschäftigt.



Wilhelm Honselmann

Wilhelm Honselmann begeht am 25. April 1966 bei den Hohenlimburger Walzwerken sein fünfzigjähriges Arbeitsjubiläum. Bei den Walzwerken beschäftigt zu sein, ist bei der Familie Honselmann Tradition: schon der Vater war Obermeister im Warmwalzwerk. Wilhelm Honselmann selbst fing dort als Strecker an. Als Walzer erwarb er dann langjährige Berufserfahrung. 1930 wurde er Walzmeister im Profilwalzwerk, 1950 Obermeister. Der Jubilar erholt sich heute am liebsten zu Hause im Kreis seiner Familie und Freunde und auf Spaziergängen in der näheren Umgebung der Lennestadt.

Werksjubilare



Das kostbarste Gut eines Volkes sind seine Menschen, in deren Gedanken die Pläne entstehen, deren Hände die Werte schaffen und deren Herzen mutig genug sind, Gefahren auf sich zu nehmen, damit wir und unsere Kinder einer gesicherten Zukunft entgegengehen. Wir schulden ihnen Dank und jede erdenkliche Hilfe. HEINRICH LÜBKE

50

Hoesch AG Bergbau

- 6. 3. 1966 Wilhelm Voßnacke, Bürovorsteher Verwaltung
- 3. 4. 1966 Karl Weber, Meister Schachtanlage Emil-Emscher
- 15. 4. 1966 Johannes Nover, Revierförster Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

Hoesch AG Westfalenhütte

- 1. 4. 1966 Otto Achtermann, Dreher VkW-Lokwerkstatt
- 1. 4. 1966 Emil Brinkmann, Maschinist Maschinenabteilung
- 1. 4. 1966 Wilhelm Busse, Sachbearbeiter Breitbandwalzwerk
- 1. 4. 1966 Otto Wölki, Maschinist Maschinenabteilung
- 3. 4. 1966 Johann Ruczkinski, Werkmeister Elektr.-Abteilung
- 16. 4. 1966 Franz Wiesner, Tafelschreiber Profilwalzwerke, Zuchterei 9

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 25. 4. 1966 Wilhelm Honselmann, Obermeister Warmwalzwerk

Schmiedag AG

- 3. 4. 1966 Wilhelm Wichmann, Elektriker Werk Grüntal

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 1. 4. 1966 Otto Ackermann, kaufm. Angestellter Betreuungsstelle
- 1. 4. 1966 Heinrich Hilkenmeyer, Vorarbeiter Instandhaltung
- 3. 4. 1966 Erich Loos, Gruppenkonstrukteur Techn. Büro I
- 4. 4. 1966 Alfred Dreischer, Vorzeichner Allgem. Maschinenbau
- 4. 4. 1966 Andreas Schwarz, Revisor Revision

40

Hoesch AG Bergbau

- 1. 3. 1966 Franz Kopyczinski, Fahrhauer Schachtanlage Emil-Emscher
- 22. 3. 1966 Heinrich Werkmüller, Maschinist Kokerei Kaiserstuhl
- 3. 4. 1966 Franz Matzmohr, Hauer Kraftwerk Emscher

8. 4. 1966

Karl Bott, Hauer Schachtanlage Emil-Emscher

10. 4. 1966

Fritz Steckel, Obermeister Verwaltung

21. 4. 1966

Johann Bechtel, Schlepper Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

24. 4. 1966

Josef Nogly, Stellwerkswärter Schachtanlage Fritz-Heinrich

26. 4. 1966

Heinrich Westhoff, 1. Anschläger Schachtanlage Fritz-Heinrich

29. 4. 1966

Walter Ass, Transportarbeiter Schachtanlage Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

- 2. 3. 1966 Josef Dieckmann, Maschinist MA-Hochofen
- 5. 3. 1966 Josef Becherer, Adjustagemeister Kaltwalzwerk
- 31. 3. 1966 Walter Simiontkowski, Kokillenmann Thomasstahlwerk
- 1. 4. 1966 Max Trübe, Betriebsbeobachter VB/Qualitätswirtschaft
- 4. 4. 1966 Hans Streubel, Rottenführer Vk/Gleisbau
- 6. 4. 1966 Friedrich Müller, Obermeister Profilwalzwerk/Zur. 1
- 28. 4. 1966 Johann Herget, Oberlaborant Versuchsbetriebe

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 1. 4. 1966 Wilhelm Walter, Kontrolleur Kaltwalzwerk
- 9. 4. 1966 Werner Grüll, Versandschreiber Warmwalzwerk

Hoesch AG Rohr- und Bauteilwerk Hamm

- 6. 3. 1966 Heinrich Schultejohann, Werkmeister

Maschinenfabrik Deutschland AG

- 1. 4. 1966 Franz Lohfink, Anreißer Werkzeugmaschinenbau

Trierer Walzwerk AG

- 16. 4. 1966 Adam Metzen, Packer

Schwinn AG

- 9. 2. 1966 Benno Bosslet, Werkzeugfräser

Hoesch Werk Federstahl Kassel

- 6. 4. 1966 Gustav Büchling, Werkmeister

25

Hoesch AG Bergbau

- 1. 3. 1966 Friedrich Hartung, Maurer Schachtanlage Radbod
- 4. 3. 1966 Kurt Lietz, Hauer Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 6. 3. 1966 Heinrich Winke, Maurer Schachtanlage Emil-Emscher
- 10. 3. 1966 Paul Bielnik, Hauer Schachtanlage Radbod
- 12. 3. 1966 Heinrich Schmidt, Hauer Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 17. 3. 1966 Helmut Fuchs, Elektro-Fahrsteiger Fürst Leopold-Baldur, Energiebetrieb
- 23. 3. 1966 Ludwig Molter, Hauer Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 25. 3. 1966 Gerda Heuwinkel, kaufm. Angestellte Verwaltung
- 26. 3. 1966 Franz Kallweit, Schreiner Schachtanlage Radbod
- 30. 3. 1966 Bernhard Lingnau, 1. Kreissägenarbeiter Schachtanlage Kaiserstuhl
- 31. 3. 1966 Johann Größ, Probenehmer Kokerei Kaiserstuhl
- 1. 4. 1966 Emil Budde, Hauer Schachtanlage Radbod
- 1. 4. 1966 Karl-Heinz Hirsch, Hauer Schachtanlage Radbod
- 1. 4. 1966 Helene Hofmeister, Raumpflegerin Schachtanlage Emil-Emscher
- 1. 4. 1966 Werner Hubbert, Leiter des Tagebetriebes Schachtanlage Kaiserstuhl
- 1. 4. 1966 Wolfgang Klaus, Elektriker Schachtanlage Radbod
- 1. 4. 1966 Hermann Klippel, Anschläger Schachtanlage Fritz-Heinrich
- 1. 4. 1966 Harry Koch, Koksmeister Kokerei Kaiserstuhl
- 1. 4. 1966 Wilhelm Köster, Schmied Schachtanlage Radbod
- 1. 4. 1966 Waldemar Kuhfuß, Dreher Schachtanlage Radbod
- 1. 4. 1966 Bernhard Lahrmann, 1. Vermessungssteiger Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
- 1. 4. 1966 Erich Lindholz, Staubmesser Schachtanlage Kaiserstuhl
- 1. 4. 1966 Fritz Löffler, Hauer Schachtanlage Radbod
- 1. 4. 1966 Josef Pape, Maschinist Schachtanlage Radbod

1. 4. 1966	Heinz Reck, Sachbearbeiter Verwaltung
1. 4. 1966	Wilhelm Riediger, Schweißer Schachtanlage Radbod
1. 4. 1966	Alfred Vollmer, Bürovorsteher Schachtanlage Fritz-Heinrich
4. 4. 1966	Karl Bednorz, Hauer Schachtanlage Kaiserstuhl
4. 4. 1966	Günter Bietz, Elektriker Schachtanlage Fritz-Heinrich
7. 4. 1966	Heinz Dauksch, Maurer Kraftwerk EMScher
8. 4. 1966	Emil Schoppa, Hauer Schachtanlage Emil-Emscher
11. 4. 1966	Wilhelm Tadäus, Bote Schachtanlage Emil-Emscher
15. 4. 1966	Eugen Kreienhemke, Elektriker Schachtanlage Radbod
15. 4. 1966	Erwin Stein, Heildiener Schachtanlage Kaiserstuhl
21. 4. 1966	Emil Tara, Tagesarbeiter Schachtanlage Fritz-Heinrich
23. 4. 1966	Alfred Pchalek, Hauer Schachtanlage Fritz-Heinrich
25. 4. 1966	Helmut Hacke, techn. Angestellter Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
25. 4. 1966	Fritz Schroer, kaufm. Angestellter Schachtanlage Radbod
26. 4. 1966	Hans Schwarz, Hauer Schachtanlage Kaiserstuhl
30. 4. 1966	Hubert Dohm, kaufm. Angestellter Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
30. 4. 1966	Paul Woitowitz, Hauer Schachtanlage Radbod
Hoesch AG Westfalenhütte	
1. 3. 1966	Stefan Majewski, Kranführer MA-Stockheide
5. 3. 1966	Heinz Meier, Maschinist MA-Profilwalzwerk
6. 3. 1966	Margarete Steinhauer, kaufm. Angest. Kaufm. Revision
31. 3. 1966	Rudolf Petruch, Scherenmann Profilwalzwerk/Ww 3
1. 4. 1966	Heinz Bals, Betriebselektriker Elektrotechn. Abteilung
1. 4. 1966	Werner Brettin, Sachbearbeiter Kohlenbüro
1. 4. 1966	Günter Buddenberg, Vorarbeiter Mechan. Werkstätten
1. 4. 1966	Günter Dahlmann, Kranführer Zementfabrik
1. 4. 1966	Erich Dey, Mechaniker Energiewirtschaft
1. 4. 1966	Kurt Dietberg, Ofenführer Profilwalzwerke, Walzwerk 1
1. 4. 1966	Friedrich Fischer, Betriebstechniker Vk/Werkstätten
1. 4. 1966	Willi Freitag, Schlosser MA-Profilwalzwerke
1. 4. 1966	Gerhard Gestring, Kalkulator Betriebswirtschaft
1. 4. 1966	Albert Glahe, Pförtner Werksaufsicht
1. 4. 1966	Wilhelm Hanisch, Telefonist Telefonbüro
1. 4. 1966	Bruno Hinzmann, schichtf. Obermonteur Elektrotechn. Abteilung
1. 4. 1966	Werner Hoffmann, Betriebselektriker Elektrotechn. Abteilung
1. 4. 1966	Friedhelm Hohmann, Vorwalzer Profilwalzwerke, Feineisenstraße 9
1. 4. 1966	Hans Holcher, Kalkulator Betriebswirtschaft
1. 4. 1966	Karl-Heinz Jäger, Betriebsvorarbeiter Profilwalzwerke, Zuchterei 9
1. 4. 1966	Alfred Jerghoff, Werkzeugmacher Mechan. Werkstätten
1. 4. 1966	Georg Kaiser, Schlosser MA-Hochöfen
1. 4. 1966	Paul Kirschler, Kalkulator Betriebswirtschaft

1. 4. 1966	Wilhelm Klinke, Oberfeuerwehrmann WSi/Feuerwehr
1. 4. 1966	Wilhelm Koch to Krax, Walzendreher P/Walzendreherei
1. 4. 1966	Emil Lamers, Vorarbeiter P/Walzendreherei
1. 4. 1966	Josef Lingenauber, Kassierer Lohnbüro
1. 4. 1966	Alfons Marzinkowski, Kolonnenführer P/Walzarmaturenw., Feinstraße
1. 4. 1966	Heinz Meyer, Dreher Mechan. Werkstätten
1. 4. 1966	Günther Niederhäuser, Kalksetzer Thomasstahlwerk
1. 4. 1966	Walter Niemann, techn. Angestellter VB/Qualitätswirtschaft
1. 4. 1966	Bruno Nowak, Sachbearbeiter Gehälterkasse
1. 4. 1966	Heinz Pohl, Kolonnenführer Elektrotechn. Abteilung
1. 4. 1966	Kurt Pollet, Kranführer MA-Profilwalzwerke
1. 4. 1966	Karl-Heinz Rademacher, Sicherheits- meister Arbeitsschutz
1. 4. 1966	Werner Richter, Maurer Bauabteilung
1. 4. 1966	Ludwig Rölleke, Obermonteur Elektrotechn. Abteilung
1. 4. 1966	Karl-Heinz Sczesny, Vorarbeiter Drahtverfeinerung
1. 4. 1966	Walter Schaefer, Vorarbeiter Bauabteilung
1. 4. 1966	Heinz Schliepsieck, Kranführer MA-Stahlwerk
1. 4. 1966	Irmgard Schwanke, Sachbearbeiterin Verkaufsabrechnung
1. 4. 1966	Wilhelm Schweiß, Schichtmeister Profilwalzwerke, Zuchterei 9
1. 4. 1966	Günter Stephan, Maschinist MA/E-Kraftzentrale
1. 4. 1966	Heinrich Topp, stellv. Abteilungsleiter Lagerwirtschaft
1. 4. 1966	Alfred Tuszynski, Kolonnenführer Elektrotechn. Abteilung
1. 4. 1966	Franz Walker, Werkmeister Elektrotechn. Abteilung
1. 4. 1966	Herbert Zöllkau, Steuermann Breitbandwalzwerk
1. 4. 1966	Karl Heinz Zülich, Maschinist MA/E-Kraftzentrale
3. 4. 1966	Wilhelm Kullakowski, Registrator Verfrachtung
4. 4. 1966	Wilhelm Mühr, Kolonnenführer
7. 4. 1966	Franz Lastberg, Lufthammermann Profilwalzwerke, Zuchterei 1
15. 4. 1966	Josef Baranek, Konstr.-Techniker Maschinenabteilung
15. 4. 1966	Wilhelm Hoffmann, Betriebselektriker Elektrotechn. Abteilung
15. 4. 1966	Herbert Richter, Schlosser
15. 4. 1966	Heinz Staniszewski, Maschinist MA/E-Kraftzentrale
15. 4. 1966	Rudolf Wortmann, Kolonnenführer Elektrotechn. Abteilung
18. 4. 1966	Heinz Johnen, Norm.-Lokführer Vk/Eisenbahnbetrieb
19. 4. 1966	Friedrich Raatz, Weichenpfleger Vk/Gleisbau
20. 4. 1966	Bernhard Hinzmann, Kranführer MA/Stahlwerke
21. 4. 1966	Paul Kuckelmann, Pförtner WSi/Werkschutz
27. 4. 1966	Günter Buddenberg, Vorarbeiter
28. 4. 1966	Paul Putas, Schlosser Energiewirtschaft
Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg	
11. 3. 1966	Fritz Noll, Meister Federnwerk
15. 3. 1966	Erika Rathgeber, Buchhalterin

1. 4. 1966	Ernst Bosse, Vorwalzer Warmwalzwerk
1. 4. 1966	Hans Geelen, Meister Schreinerei
1. 4. 1966	Walter Klein, Walzer Walzwerk – Altv.
1. 4. 1966	Horst Schink, Schlosser- Warmwalzwerk – MB
2. 4. 1966	Paul Helm, Vorarbeiter Kaltwalzwerk
3. 4. 1966	Otto Padberg, Versandarbeiter Kaltwalzwerk
7. 4. 1966	Heinrich Bruchhausen, Kolonnenführer Warmwalzwerk
15. 4. 1966	Horst Boeckenkamp, Vorarbeiter Kaltprofilwerk
15. 4. 1966	Walter Schewe, Produktionsmeister Kaltprofilwerk
24. 4. 1966	Karl Langendorf, Lagerarbeiter Federnwerk
28. 4. 1966	Werner Stockbauer, Betriebschef Elektrobetriebe
Hoesch AG Rohr- und Bauteilwerk Hamm	
1. 4. 1966	Helmut Rath, Lohnbuchhalter
4. 4. 1966	Rolf Brüntrup, Dreher
4. 4. 1966	Wilhelm Schneider, E-Schweißer
Schmiedag AG	
15. 3. 1966	Karl Linne, techn. Angestellter Werk Grüntal
1. 4. 1966	Heinz Bals, Leiter der Finanzbuchhaltung Werk Grüntal
1. 4. 1966	Werner Jungjohann, Leiter der Betriebs- buchhaltung Werk Grüntal
1. 4. 1966	Horst Loskand, Dreher Werk Grüntal
28. 4. 1966	Gustav Böhne, Elektriker Werk Grüntal
Maschinenfabrik Deutschland AG	
19. 3. 1966	Eise Wessel, Sekretärin Kaufm. Vorstand
1. 4. 1966	Alfons Bartels, kaufm. Angestellter Verkauf I
1. 4. 1966	Heinz Fieber, Konstrukteur Techn. Büro I
1. 4. 1966	Kurt Noritzsch, Betriebsleiter Allgem. Maschinenbau
4. 4. 1966	Hermann Groß, Dreher Dreherei
Trierer Walzwerk AG	
17. 3. 1966	Reinhold Malms, Kesselwärter Werk Hohenlimburg
Döhner AG	
5. 3. 1966	Walter Schnietz, Prokurist
1. 4. 1966	Hugo Knez, Kraftfahrer
Dörken AG	
1. 4. 1966	Horst Biermann, Werkzeugschlosser
Schwinn AG	
4. 2. 1966	Willi Lauf, E-Schweißer
4. 3. 1966	Walter Hauth, Gesenkfräser
1. 4. 1966	Willi Pfeiffer, kaufm. Angestellter
17. 4. 1966	Günter Köbrich, Maschinenschlosser
18. 4. 1966	Wilfried Schön, Gesenkfräser
Dittmann & Neuhaus AG	
1. 4. 1966	Siegfried Kemper, Vorarbeiter
1. 4. 1966	Wolfgang Koch, Handlungs- bevollmächtigter
Dortmunder Drahtseilwerke GmbH	
19. 1. 1966	Elisabeth Elender, Spülerin
Hoesch Eisenhandel mbH	
1. 3. 1966	Dr. Walter Brinkmann, kaufm. Angest.

Die Nacht der Nullen

Eines Nachts trafen sich in einem großen Bürohaus drei Nullen. Sie fuhren mit dem Fahrstuhl in den Kohlenkeller, um einen Skat zu dreschen. Jedoch, es war ein hoffnungsloses Beginnen, denn sie konnten nicht rechnen. Als sie wieder in ihre verschiedenen Hauptbücher zurückkehren wollten, trafen sie auf dem Korridor drei weitere Nullen, die dickbäuchig und resignierend einhergingen. „Was macht ihr denn hier?“ wurden sie gefragt. Sie antworteten: „Wir haben Minderwertigkeitskomplexe und stehen im Begriff, ein wenig nachzuwandeln. Und was treibt ihr?“ Die drei ersten Nullen erwiderten: „Wir waren im Kohlenkeller und wollten einen Skat dreschen. Aber wir können es nicht. Wir sind überhaupt zu nichts nütze. Wir sind richtige Nullen, genau wie ihr.“ „Ja“, bemerkte eine der anderen Nullen, „selbst hundert Nullen würden noch keine vernünftige Zahl ergeben. Hundert Nullen sind genau dasselbe wie eine Null. Ist das nicht furchtbar? Das ist doch kein Leben!“ Da hatte eine der Nullen eine Idee. Sie verriet sie den anderen, und diese nickten beifällig mit den Köpfen.



So geschah es, daß sich alle sechs Nullen in das Büro eines Export- und Import-Kaufmannes begaben. Sie zogen ein wenig ihre Bäuche ein und schlichen sich durch einen winzigen Spalt in den Tresor, in dem die Hauptbücher aufbewahrt wurden. Aus der letzten Journaleintragung („50 Briefumschläge — 1 DM“) entführten sie kurzerhand die Eins und machten sie zu ihrem Anführer. „So“, sagten sie, „war das nicht eine gute Idee? Jetzt sind wir eine Million geworden!“

Die Eins, die nie an einen derartigen Aufstieg geglaubt hatte, wurde nun angesichts ihrer beispiellosen Karriere übermütig und rief: „Mir nach, Leute! Wir sind eine Macht – die ganze Welt ist unser!“ Also marschierten sie los, die Eins voran, stolz erhobenen Hauptes, gefolgt von sechs aufgeblähten Nullen. Sie ließen sich ein Taxi kommen und fuhren in die nächstgrößere Stadt. Unterwegs hielten sie aufrührerische Reden, und alles warf sich in den Staub vor ihnen.

Die Eins, die doch aus ganz kleinen Verhältnissen stammte, und die ehemals so bedeutungslosen Nullen wurden nun immer größenwahnsinniger. Aber das Glück blendete sie, und am nächsten Morgen waren sie schon fast völlig erblindet, als eine Stimme flüsternd zu ihnen sagte: „Immer geradeaus, wenn ich bitten darf . . .“ Und dann: „Ja, jetzt links herum . . .“ Und schließlich: „So, und nun die dritte Tür rechts . . .“

Jemand packte die Nullen und die Eins, also die ganze große schöne Million, mit festem Griff und warf sie in einen Sack. Da ging ihre ganze schöne siebenstellige Formation zum Teufel, sie purzelten alle durcheinander, und als sie bemerkten, daß schon eine ganze Menge ehemals mehrstellige Zahlen den Sack so prall machten, da fragten sie: „Ja, aber um des Himmels willen – wo sind wir denn hier?!“

„In Sicherheit, ihr Narren!“ rief es im Chor. „Ihr seid auf dem Finanzamt!“

Willi Wegner

Erinnerungen an Kastanien

Wer erinnert sich nicht? Wir alle haben das erlebt. Und falls wir es nicht mehr wissen sollten, dann haben wir es vergessen. Dann hätten wir sie vergessen, die Kastanien unserer Jugend. Und das wäre doch wohl sehr schade. In meiner Straße damals gab es keine Kastanienbäume, da gab es nur Fabriken, und ich beneidete die Jungen, die in einer Straße wohnten, in der Kastanienbäume standen. Auch ich hätte sie gern vor der Haustür gehabt und vorm Fenster.

Schon im Frühjahr, wenn sie ihre Blütenkerzen aufsetzten, waren sie eine Sehenswürdigkeit. Vor allem, weil sie ein halbes Jahr später Früchte tragen würden. Und spätestens im Sommer mußte man sich nach Freunden umsehen, die in Kastanienstraßen wohnten. Niemand wollte abseits stehen, wenn die große Zeit begann, die Jagd auf diese braunen Früchte des Herbstes. Es war nicht immer sehr schön, wie wir es anstellten, das sollte man schon eingestehen. Wir benutzten Stöcke, Knüppel und Steine als Wurfgeschosse. Jedes Mittel war uns recht; auch hier heiligte der Zweck die Mittel. Ausschlaggebend war nur das Ergebnis, also die Zahl der Treffer. Die Zahl der erbeuteten Kastanien.

Und welch ein einmaliges Wunder immer wieder, wenn so ein stacheliges Gebilde vom Baum herunter auf die Straße fiel, wenn es zerbarst, zersprang, wenn die grüne Stachelschale Nebensache wurde und die braune, glatte Frucht die Herzen höher schlagen ließ!

Zudem gab es, von der reinen Freude an der Sache abgesehen, so viele Möglichkeiten, mit diesen Kastanien etwas durchaus Sinnvolles anzufangen. Da war zum Beispiel unser Zoologischer Garten. Wir bekamen für jedes abgelieferte Kilo Futterkastanien fünf Pfennig. Ein Vermögen also! Wenn wir damals das Leben nur etwas ernster genommen hätten, wäre es möglicherweise ein leichtes gewesen, den Grundstein zu lebenslänglicher Wohlhabenheit zu legen. Nun ja, aber es gab schon entscheidende Gründe, warum wir die Rehe und Hirsche unseres Zoos recht arg vernachlässigten. Wie immer im Leben des Mannes ist es die Frau, die seine edelsten Absichten durchkreuzt. Da war nämlich die blonde Annegret aus der Kirchenallee, Tochter eines Magistratsbeamten und ein Jahr älter als ich und meine Freunde. Wir alle waren rasend in sie verliebt und wären jederzeit, falls sie es gewünscht hätte, für sie gestorben. Und deshalb fädelten wir unsere Kastanien auf Schnüre, machten Ketten aus ihnen; lange, blanke, braune Kastanienketten zum Umhängen für Annegret. Für uns war es so gut wie sicher, daß der Bursche mit der längsten Kette einmal ihr Mann werden würde. So dumm waren wir damals! Heute ist Annegret mit einem Juwelier verheiratet.

Ach so, und dann darf ich Opa Kalluweit nicht vergessen!

Opa Kalluweit wohnte in der Straße mit den meisten Kastanienbäumen. Deshalb kannten wir ihn auch so gut. Meist, an schönen Herbsttagen, saß er neben der Haustür, schaukelte sein jeweils jüngstes Enkelkind auf den Knien und sah zu, wie wir die Kastanien von den Bäumen warfen.

Einmal fragte ich ihn: „Wie kommt es, Opa Kalluweit, daß die ganz jungen Menschen genauso aussehen wie die ganz alten?“

„So? Wie meinst du denn das?“

„Na ja“, sagte ich, „sie haben doch meist keine Haare und keine Zähne.

Oder nur ein paar.“

Da lachte der alte Mann und sagte: „Weißt du, mein Kleiner, so ist halt das Leben. Es ist der ewige Kreislauf.“

Jedenfalls bekam Opa Kalluweit stets die dicksten unserer Kastanien. Es war ein ungeschriebenes Gesetz. Wir bohrten Löcher hinein, und dann steckte Opa sie sich in die Hosentaschen. „Es ist das beste Mittel gegen mein Rheuma!“ pflegte er zu sagen.

Ja, und wenn ich mich heute an all das erinnere, dann werde ich sogar ein bißchen wehmütig. Und fast will es mir scheinen, als wüßte ich mit einem Male sehr viel mehr über den Herbst und über das Leben. Aber wirklich darauf gebracht haben mich die Kastanien ...

Willi Wegner

Nacht im Revier

Das letzte Licht
Zieht seine Spur
Auf Schienengleisen.
Des Schlackenberges
Zackenreiche Krone
Fräst in den falben Himmel
Tiefe Scharten.
Der Schlote Säulen
Tragen schwarze Last.

Es stampft die Presse,
Und die Erde bebt.
Es lebt das Land,
Das seinen Schlaf verachtet,
Durch eine Nacht,
Die keine Ruhe kennt.

Es brennt das Feuer
Unter Riesenöfen.
Im Schein der Fackeln
Singen die Maschinen
Ihr Lied
Zum Schattentanz
In Schmieden, Hütten, Zechen.
Im Funkenregen
Stäubt die Erde ihren Atem aus.
Ihr Fleisch ist hart
Und heiß und wild.
Aus Stahl sind ihre Adern.
Doch das Herz
Träumt in den grünen Wäldern,
Die fern am bleichen Horizont
Den Tau des Morgens trinken.

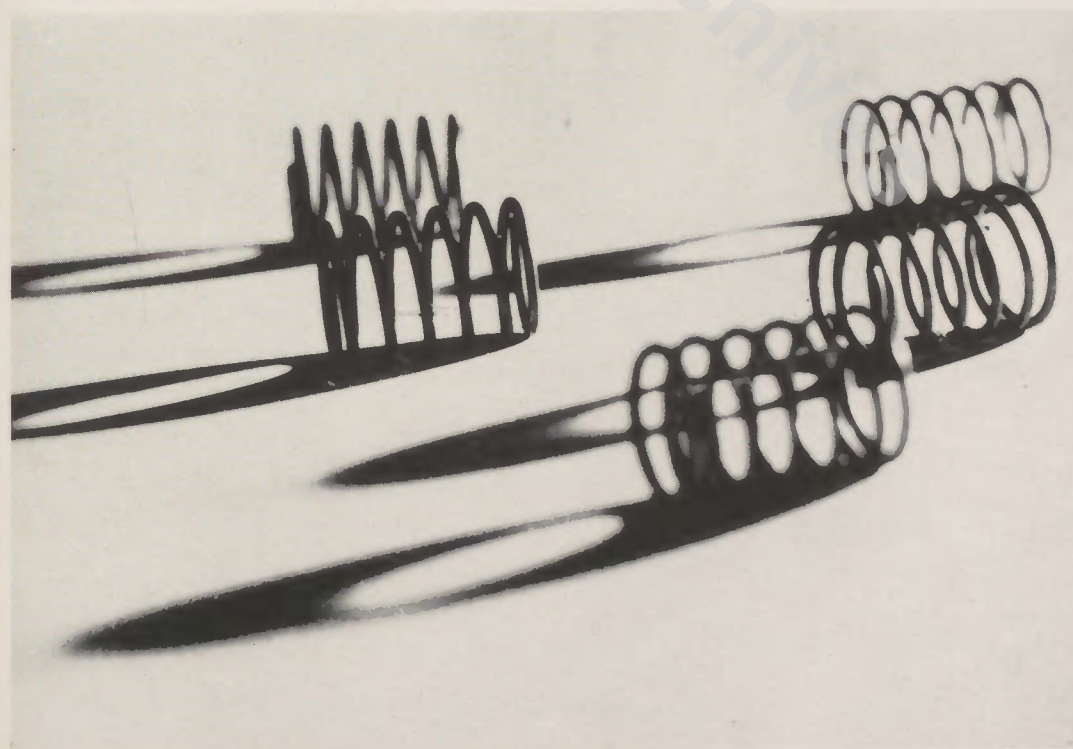
K. H. Bodensiek



1



2



4



5

Unser März-Thema: Fotografische Versuche



Fotowettbewerb

Für den WERK UND WIR-
Fotowettbewerb bitten wir
unsere Leser, bis zum 3. April
Aufnahmen zu dem Thema
„Porträt“ und bis
zum 3. Mai zu dem Thema
„Hund und Katze“
einzusenden.

- | | |
|--------------------|----------------------------------|
| 1 Dieter Ackermann | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 2 Suresh Tai | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 3 Rolf Walter | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 4 Roland Ysop | Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg |
| 5 Günter Waltner | Hoesch AG Bandstahlwerk |